Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 20 — Gotha, 20. Oktober 1928 — 42. Jahrgang

Inhalt: Conversio impii [Sp. 937] — Corpus Confessionum [Sp. 938] — Das Erbe Martin Luthers [Sp. 942] — Alte und neue Lehrerbildung [Sp. 946] — Die Bruderschaftsbewegung in England. Viertes Stück [Sp. 952] — Zur Bildung evangelischer Staatsparteien [Sp. 960] — Evangelische Politik [Sp. 963] — Isländisches [Sp. 965] — Friedrich Ludwig Jahn über den Sport [Sp. 968] — Der Religionskongreß in Genf [Sp. 970] — Zum dritten Kirchbaukongreß [Sp. 972] — Zweite Freizeit des deutschen Bundes enthaltsamer Pfarrer [Sp. 976] — Evangelisch-christliche Einheit [Sp. 977] — Der Welt-Jugend-Friedens-Kongreß in Eerde [Sp. 977] — Der europäische Protestantismus, für Amerikaner dargestellt [Sp. 979] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart [Sp. 980] — Wöchentliche Chronik [Sp. 982] — Bücher und Schriften: Luther-Agende (Dietz, Ameln); Liederschlüssel (Michaelis); Die Philipp-Universität zu Marburg (Hermelink und Kähler); Der religiöse Sinn der Klassik Schillers (Fricke); Karl Graß; Die Frauenbewegung (Zahn-Harnack); Meine Erlebnisse unter Strafgefangenen (Koerber); Das Phänomen von Konnersreuth (Simon); Válka Čechů s Nemsi (Rádl) [Sp. 984] — Verschiedenes: Zu Brunner, Der Mittler; Theologinnen [Sp. 987] — Versammlungskalender [Sp. 988] — Anzeigen

Conversio impii

Ihr waret wie die irrenden Schafe, aber ihr seid nun bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen. 1. Petr. 2, 25

In den ersten Jahrzehnten der Reformation trat eine bedeutsame Wendung ein. Den Theologen ist das ganz geläufig, die Andern sollen es auch wissen. Die frohe Botschaft, mit der Luther aufgetreten war und sein Werk vollbracht hatte, von der Freiheit eines Christenmenschen, wich einer merkwürdigen Ängstlichkeit in der Verkündigung. Die frohe Botschaft schien auf einmal zu hoch, zu fein, zu göttlich; die Menschen verstanden sie nicht, und blieben, äußerlich ihr zugetan, wie sie zuvor waren. Man mußte anders mit ihnen reden! Wozu war das Gesetz da? Und kurzum, den Reformatoren wurde die conversio impii, d. i. die Bekehrung des Gottlosen, immer wichtiger; sie wurde ihre und der Kirche eigentliche Aufgabe.

So empfinden heute Viele, in allen Lagern der Kirche. Der Ernst der Sache scheint das zu fordern. Und wie sollte der Christ, schon aus Nächstenliebe, eine heiligere Aufgabe haben, als den Gott-losen Gott zu bringen? sein Gericht und seine Gnade?

Aber wer wird das können? wer wird das sieghaft tun? Doch nur der, der der Gnade voll ist. Der Gott hat und durch Christus selig ist.

Zwar läßt sich denken, daß das Wort wirkt auch durch den unwürdigen Boten. Und unsre Väter haben, bis in die Augsburgische Konfession hinein, großen Wert darauf gelegt, daß Wort und Sakrament wirken: „obschon die Priester, dadurch sie gereicht werden, nicht fromm sind." Hätte die „Kirche" diese Zuversicht nicht, so verlöre sie alle Sicherheit, Heilsanstalt zu sein. So gut das Wort wirkt, auf Stein gegraben, auf Lumpen gedruckt, so gut wirkt es auch durch das Predigtamt, wenn der Prediger nichts taugt. Gott gebraucht auch ein solches Werkzeug, er gibt durch das Predigtamt seinen Geist, welcher den Glauben wirket „wo und wann er will". Conf. Aug. art. 5 und 8.

Aber das Normale ist dies doch nicht. Die Prediger sollen vor allem der frohen Botschaft, die durch sie hindurch an die Menschen heran will, von ihrem Ernst und ihrer Freude nichts abbrechen. Sie sollen ihr Evangelium nicht dahin modeln, daß sie meinen, es handle sich doch wesentlich um die conversio impii. Nein, es handelt sich um das evangelium, um die frohe Botschaft. Sie ist eine für Gute und Böse, Bekehrte und Unbekehrte.

Und es kommt für die Wirkung dieser Predigt heute mehr als je darauf an, daß das Zeugnis aus lebendiger Seele kommt. Wir Christen sind andre Mittler als der Stein und das aus Lumpen hergestellte Papier. Und die Anforderung an uns ist größer geworden. Wir begreifen jenen Vorbehalt unsrer Väter, daß Gott auch durch den unwürdigen Priester segnen kann. Es liegt darin eine Lebensbedingung der sichtbaren Kirche. Aber man stelle sich eine Kirche vor, in der lauter unwürdige Priester amtieren. In der es überhaupt keine lebendigen Glieder mehr gibt. (Die Kirchengeschichte weiß von solchen Kirchen zu sagen.) Gewiß, Gott kann auch in solchen Kirchen und durch sie Wunder tun. Aber heute und bei uns, in den Kirchen der Reformation kommt es für die Bekehrung der Gott-losen wahrlich nicht nur darauf an, daß das Wort irgendwie und -wo verkündigt werde, sondern darauf, daß eine Gemeinde der Heiligen da sei, die durch das Wort selig ist und vor aller Welt den Beweis des Geistes und der Kraft führt: „Weil wir selig sind, darum tun wir gute Werke." „Ich glaube, darum rede ich."

Das lautere Evangelium — kostbares Erbe der Reformation — will nicht nur in der Bibel und nicht nur im Worte wohnen, sondern in feinen und guten Herzen. Nur wenn die Welt die Freude spürt, die wir haben, die wir vor ihr voraushaben, da wird sie sich bekehren. R

Corpus Confessionum

Die Bekenntnisse der Christenheit

Im Verlage von Walter de Gruyter und Co. zu Berlin und Leipzig beginnt ein kirchliches Riesenwerk zu erscheinen, das der höchsten Beachtung wert ist*). Es ist als die umfassende Fundgrube für eine ausgiebige Kenntnis von allen kirchlichen und überhaupt gemeinschaftlichen Gestaltungen des in der Gegenwart lebendigen Christentums gedacht. Der Urheber des Planes dieser gewaltigen Veröffentlichung und der als Herausgeber zeichnende Leiter des ganzen Unternehmens ist Professor Fabricius in Berlin. Durch langjährige wissenschaftliche und organisatorische Arbeit hat er die Ausgabe möglichst aller christlichen Bekenntnisse in Erfolg verheißender Weise vorbereitet. Gelingt ihm im Verlauf der bis zum Abschluß des

*) Der Titel des Werkes lautet wie die Überschrift dieses Berichts und hat noch den Zusatz: „Sammlung grundlegender Urkunden aus allen Kirchen der Gegenwart". Herausgegeben wird es von Cajus Fabricius in Verbindung mit Ernest Garvin (London), Germanos (Thyateira), Arthur C. Headlam (Gloucester), Adolf Keller (Schweiz), Charles S. Macfarland (Amerika), Nathan Söderblom (Upsala). Es soll in jährlich acht Lieferungen von je 80 Seiten in Lexikon-Oktav zu dem Subskriptionspreis von 7 Mark für 5 Bogen erscheinen. Vorgesehen sind 24 Abteilungen von recht verschiedenem Umfang. Bisher liegen vier Lieferungen vor, drei aus der zwanzigsten, eine aus der zehnten Abteilung. Jene drei enthalten die Lehre und Kirchenordnung der bischöflichen Methodisten (Fortsetzung folgt), die vierte den Verlaß der General-Synode der Evangelischen Brüder-Unität zu Herrnhut von 1914 (Fortsetzung folgt).

Werkes vorüberziehenden Jahrzehnte die Durchführung der Aufgabe, so wird sein und seiner Mitarbeiter Verdienst, aber auch das der es ermöglichenden Verlagsbuchhandlung der Anerkennung einer dankbaren Nachwelt gewiß sein. Doch auch jetzt schon beim Beginn des tatkräftig ins Werk gesetzten Unternehmens gebührt den bisher daran beteiligten Personen der Dank aller derer, die für den Gehalt und für die Fülle der in Aussicht gestellten Darbietungen ein aufgeschlossenes Verständnis haben.

Soll sich nun der hier zu erstattende Bericht nicht nur auf die angegebenen Äußerlichkeiten beschränken, sondern sich zugleich zu einer sachlichen Würdigung der von Fabricius verfolgten Absichten gestalten, so gibt dazu die Möglichkeit und den Anlaß die von diesem auch bereits verfaßte „Vorrede", die in dem von der Verlagsbuchhandlung verbreiteten und ferneren Interessenten auf Wunsch kostenlos zur Verfügung gestellten Prospekt enthalten ist. Eine Erörterung der von Fabricius angestrebten Ziele, sowie er sie hier sorgsam entwickelt und begründet, ist an sich lohnend, vielleicht aber auch geeignet, in manchen von ihm noch unentschieden gelassenen wichtigen Fragen klärend zu wirken. Jedes Programm für eine so große Unternehmung ist ja zunächst noch zum guten Teil eine ideale Konstruktion, von der es sich fragt, wie sich dereinst ihre Ausführung im Einzelnen verwirklichen wird oder kann. Natürlich hat auch Fabricius die sich aus diesem Sachverhalt ganz von selbst ergebenden Schwierigkeiten reiflich und gründlich erwogen und sich daher auch noch nicht auf die meisten Einzelheiten in der Durchführung seines Programms festgelegt. So aber bleibt auch die Möglichkeit offen, daß Manches doch noch mehr oder weniger anders ausgeführt werden wird, als wie es allem Anschein nach zunächst beabsichtigt ist. Und man wird es Fabricius auch wohl zutrauen dürfen, daß er begründeten Bedenken und Wünschen nicht überhaupt unzugänglich sein wird.

So viel ich sehe, sind es zwei Hauptschwierigkeiten, durch die die Herstellung eines C. C. (= Corpus Confessionum), so wie sie sich Fabricius denkt, belastet ist. Die erste ergibt sich aus dem überaus weiten Umfang, in dem er den Begriff „Bekenntnis" gefaßt wissen will:

> Bekenntnis ist in der Religion jedes Wort, durch das ein Mensch einem andern in knapper Zusammenfassung seinen innersten Besitz kundtut. Wenn Einzelne im Namen von religiösen Gemeinschaften bekennen, so wollen sie dadurch nicht bloß ihren eignen, sondern zugleich den innersten Besitz ihrer Gemeinschaft zu einem zusammenfassenden Ausdruck bringen. Dabei ist als Bekenntnis nicht nur anzusprechen, was durch die Formel: „Ich glaube" oder „Wir glauben" oder durch ähnliche Worte eingeleitet ist. Vielmehr ... gehören ... in den Bereich unserer Betrachtung die gesamten Kirchenordnungen und überhaupt die kirchlichen Gesetzgebungen, ferner alle Katechismen und sonstigen grundlegenden Lehrschriften, endlich die gesamten Liturgien mit allen Hymnen, Liedern und Gebeten. Das alles gehört zum Bekenntnis im weitem Sinne und bietet daher Material für das C. C.

Doch nicht genug damit. Auch bildliche Darstellungen von kultischen Gegenständen werden zur Erläuterung des gesprochenen Wortes in Aussicht gestellt. Und wo es sich um „ganz fließende Bewegungen, so etwa in Deutschland manche Heiligungsbewegungen, philosophierende Strömungen und theologische Richtungen" handelt, sollen deren Programme, Wahlsprüche, charakteristische Flugblätter und „Aussprüche führender Persönlichkeiten, die als geflügelte Worte von Mund zu Mund gehen" mitgeteilt werden.

Diese weite Ausdehnung des dem C. C. zu Grunde gelegten Begriffs Bekenntnis entspricht der Entwicklung, die die theologische Disziplin der Konfessionskunde in den letzten beiden Menschenaltern durchgemacht hat. Und wie sich Fabricius selbst das Bedürfnis nach einem umfassenden Quellenwerk gleich schon bei seiner ersten Vorlesung über Konfessionskunde aufgedrängt hat, so soll nun das C. C. einer endlich auf Vollständigkeit ausgehenden Neugestaltung dieses theologischen Lehrfachs als Grundlage dienen. Hielte sich die Konfessionskunde einfach noch innerhalb der Grenzen, in denen sie sich unter ihrer früheren Bezeichnung als Symbolik bewegte, so würde ihr allerdings eine möglichst vollständige Sammlung aller christlichen Bekenntnisschriften im eigentlichen, engeren Sinne dieses Worts genügen. Auch so würde ein wertvolles Sammelwerk von mehreren stattlichen Bänden hergestellt werden können. Fabricius aber greift so weit aus, wie es im Interesse einer umfassenden Konfessionskunde nur irgend möglich ist. Denn zwar ist in seinem Plane nicht auch die Rede von der für manche Konfessionen gleichfalls charakteristischen christlichen Musik, Malerei und Architektur, die ja doch auch durch seinen weiten Bekenntnisbegriff gedeckt werden. Aber ganz mit Recht sieht er stillschweigend von diesen Gebieten der religiösen Kunst ab. Denn die Konfessionskunde kann schließlich nicht überhaupt alle Äußerungen christlicher Produktivität umspannen. Soll doch auch das C. C. in dem ihm von Fabricius zugedachten Umfang ohnehin schon so unendlich viel umfassen, daß man wohl an das französische Sprichwort erinnert werden kann: Qui trop embrasse, mal étreint.

Anderseits ist sich auch Fabricius ganz klar darüber, daß eine absolute Vollständigkeit der im C. C. zu gebenden Darbietungen unmöglich erreichbar ist. Er weist selbst darauf hin, daß in diesem Sinne vollständig nicht ein Corpus, sondern nur eine ganze Bibliothek sein könnte, die einen stattlichen Büchersaal füllen würde. Daher aber sieht er es zugleich auf eine engere Begrenzung in der Auswahl der zu veröffentlichenden Dokumente ab. Unnötige Wiederholungen sollen vermieden, Bibelstellen nicht im Wortlaut, sondern durch Kapitel- und Verszahlen angegeben und die unbedeutenden und einflußlosen Gemeinschaften weniger berücksichtigt werden. Ob freilich mit solchen bescheideneren Einschränkungen eine erhebliche Raumersparnis erzielt werden wird, kann fraglich erscheinen. Mehr würde doch wohl gewonnen werden, wenn sich Fabricius zu einer stärkeren Sichtung der zu veröffentlichenden Stoffmassen selbst entschließen könnte. Teils nämlich scheinen manche christliche oder dem Christentum auch nur benachbarte Gruppen, sowie für sie besonders die 23. Abteilung vorgesehen ist, so ephemer zu sein, daß sie zur Zeit der voraussichtlichen Vollendung des C. C. wohl überhaupt bedeutungslos geworden sein werden. Teils hätten schon in den bereits vorliegenden Lieferungen solche recht unwesentliche Abschnitte, wie über die Geschäftsordnung und das Finanzwesen bei den bischöflichen Methodisten, ohne Schaden für das Ganze weggelassen werden können.

Die andere Hauptschwierigkeit des Unternehmens besteht darin, wie wiederum im Interesse einer zweckmäßigen Einschränkung des verfügbaren Schrifttums ein Ausgleich zwischen den Ansprüchen der Gegenwart und der Vergangenheit herbeigeführt werden kann. Grundsätzlich nun erklärt Fabricius die Rücksicht auf das, was gegenwärtig lebendig und gültig ist, als maßgebend für die zu treffende Auswahl. Da jedoch besonders in den großen Konfessionskirchen, mehr oder weniger aber auch in anderen älteren Gemeinschaftsgebilden ihre Vergangenheit noch immer in hohem Grade entscheidend nachwirkt, sollen auch manche Dokumente aus früheren Jahrhunderten reproduziert werden. Für eine weniger eindringende Beschäftigung mit jenen Erscheinungen mag dieses Verfahren allenfalls genügen, das sich vor allem wohl aus der Rücksicht auf den buchhändlerischen Erfolg empfohlen haben wird. Aber Fabricius wünscht mit dem C. C. außer der Konfessionskunde auch anderen Zweigen der Theologie, ja der Geisteswissenschaft überhaupt, voran der Kirchengeschichte wichtige Dienste zu leisten. Und wahrscheinlich ist es immerhin, daß das C. C. überwiegend für wissenschaftliche historische Studien benutzt und ausgebeutet werden wird. In deren Interesse aber liegt es, daß die Auswahl

der Bekenntnisse aus älterer Zeit nicht allzu spärlich bemessen werde.

So viel ich sehe, scheint diese Gefahr insbesondere der evangelisch-lutherischen Konfession zu drohen, wenn die siebente Abteilung nur wieder bloß deren symbolische Bücher und daneben noch „Kirchenlieder und Verwandtes" enthalten soll. Aber neben den Bekenntnisschriften des Konkordienbuchs sind noch eine beträchtliche Anzahl anderer Bekenntnisse aus dem 16. Jahrhundert charakteristisch für die aus der Wittenberger Reformation hervorgegangene Kirchenbildung. Überdies sind sie zum größern Teil nur noch in alten Druckwerken enthalten, die in manchen großen öffentlichen Bibliotheken nicht einmal vorhanden sind. Sie zu sammeln und neu herauszugeben, wäre an sich schon eine dankenswerte Aufgabe. Wie also könnten sie in einem umfassenden Corpus Confessionum fehlen, das doch so viel weniger Bedeutsames mit sich führen soll? Ähnlich verhält es sich mit anderen, jetzt zwar nicht mehr aktuellen, aber historisch wichtigen Bekenntnisschriften aus der christlichen Vergangenheit. So ist auch der Rockowsche Katechismus der Sozinianer nur noch in Ausgaben aus dem 17. und 18. Jahrhundert zugänglich. Aus wissenschaftlichen Gründen dürfte auch er in einer neuen Sammlung christlicher Bekenntnisschriften nicht fehlen. Aber freilich, Sozinianer gab es seit ihrer gewaltsamen Ausrottung durch die polnische Kontrareformation nur noch da und dort in versprengten Resten und jetzt gibt es deren wohl überhaupt nicht mehr. Daher nennt sie Fabricius auch nicht einmal. Dennoch wäre zu wünschen, daß zur historischen Charakteristik des der 16. Abteilung zugewiesenen Unitarismus auf jenes sozinianische Bekenntnis und vielleicht noch ein paar andere Kundgebungen von Faustus Sozinus und seinen Nachfolgern ebenso zurückgegriffen werde, wie eine solche Gunst den böhmischen Brüdern zu Teil werden soll.

Was dem Einen recht ist, ist eben doch dem Andern billig. Diesem Grundsatz gilt es auch in einem C. C. gerecht zu werden, damit sich nicht zu starke Ungleichmäßigkeiten in der Berücksichtigung der verschiedenen christlichen Gruppen und Richtungen einstellen. Nun soll zur Charakteristik des römischen Katholizismus auch dessen gesamtes Kirchenrecht, also wohl der vor einem Jahrzehnt als dessen authentische Zusammenfassung herausgegebene Codex juris canonici, wiedergegeben werden. Bei der beherrschenden Bedeutung des kirchlichen Rechts im Katholizismus ist das ja an sich auch ganz in der Ordnung. Aber wird die auch im Protestantismus zustande gekommene Rechtsbildung ausreichend zur Geltung gebracht, wenn in der neunten Abteilung nur ihr gegenwärtiger Stand berücksichtigt werden zu sollen scheint? Allerdings sind die Quellen des älteren protestantischen Kirchenrechts in den Ausgaben der Kirchenordnungen von Richter und von Sehling Jedermann zugänglich, also ihr Neudruck im C. C. entbehrlich. Aber gilt dasselbe nicht auch von dem Codex juris canonici? Legt sich so aber überhaupt der Gesichtspunkt der Entbehrlichkeit als ein Motiv zur Begrenzung der im C. C. darzubietenden Stoffe nahe, so ist er an sich zwar sehr geeignet, sehr bedeutende Ersparnisse an Raum zu begründen. Dennoch wird er nur in beschränktem Maße mitentscheidend sein können. An sich entbehrlich wäre ja auch ein Neudruck des Konkordienbuchs und angesichts der verdienstlichen Ausgabe der reformierten Bekenntnisse von E. F. K. Müller die von Fabricius beabsichtigte Wiedergabe eines Teils von ihnen im C. C. Aber was für uns deutsche Theologen wohl entbehrlich sein mag, ist es nicht auch durchweg den anglikanischen, den orientalischen und den übrigen ausländischen Kirchenmännern. Und gerade auch diesen wird bei der ganzen ökumenischen Anlage des C. C. eine gründlichere Kenntnis des deutschen Protestantismus erschlossen werden, was für uns in jedem Falle von hohem Wert sein muß.

Für alle Christen wirklich entbehrlich ist, wie das auch Fabricius feststellt, allein ein Wiederabdruck der Heiligen Schrift oder auch nur einiger ihrer Teile. Dennoch denkt Fabricius daran, aus ihr ein „ökumenisches Spruchbuch" herzustellen und es dem C. C. einzugliedern. Gegen diese Absicht hege ich ernste Bedenken. Kann denn die Auswahl der in das Spruchbuch aufzunehmenden Bibelstellen wirklich ökumenisch, und das heißt doch: so ausfallen, daß alle Christen aller Kirchen und Gruppen mit ihr einverstanden sein werden? Wird nicht, auch wenn man noch so objektiv das, was artfremden Ausprägungen des Christentums an der Bibel am wertvollsten ist, mit zur Geltung zu bringen suchen wollte, der freiere protestantische Geist sich in dem Spruchbuch irgendwie verraten und Andersgesinnte mehr oder weniger kopfscheu machen müssen? Und könnte dann noch von einer Ökumenizität des Spruchbuchs die Rede sein? So scheint es mir ratsam, wenn nicht überhaupt auf dessen Herstellung, so doch auf die Belastung des C. C. mit ihm zu verzichten. Ich fürchte, das Vertrauen der Nichtprotestanten zu dessen Überparteilichkeit könnte sonst wohl Schaden leiden.

Doch wird sich auch wohl noch mancher andere Verzicht im Fortschritt der Arbeit als notwendig aufdrängen. Außer den Kirchenliedern, unter denen eine geschickte Auswahl sehr schwierig sein wird, erscheinen mir besonders die „Aussprüche führender Persönlichkeiten, die als geflügelte Worte von Mund zu Mund gehen" als ein schwer greifbares Material. Noch dazu will Fabricius dergleichen nur zur Charakteristik der „ganz fließenden Bewegungen" heranziehen. Aber wenn so verfahren wird, warum sollten dann nicht auch geflügelte Worte und treffende Sätze oder Formeln von kirchlichen Männern, wie etwa Augustin, den Reformatoren, Schleiermacher und manchen Andern, derselben Auszeichnung würdig sein? Wohin würde das führen, und würde es überhaupt ohne subjektive Willkür in der Auswahl der zu bevorzugenden Äußerungen möglich sein, auch solches Gedanken- und Sprachgut in das C. C. aufzunehmen?

Kurz, je gründlicher man den Absichten von Fabricius im Einzelnen nachdenkt, je mehr werden auch Schwierigkeiten erkennbar, unter denen er sich wird zurechtfinden müssen. Es ist so, wie wenn er sich mit einem in vielen Stücken erst noch zu erprobenden Fahrzeug auf ein weites und klippenreiches Meer begeben hätte. Möge es ihm gelingen, die meisten und jedenfalls die schlimmsten dieser Klippen glücklich zu umschiffen und ein Werk zu schaffen, an dem dereinst die Kritik nicht mehr viel zu beanstanden hat. Inzwischen begleiten wir ihn auf seiner kühnen Fahrt mit den besten Wünschen für ein glückhaftes Erreichen ihres großen, wenn auch erst noch in weiter Ferne winkenden Ziels.

Bonn Otto Ritschl

Das Erbe Martin Luthers

Das Erbe Martin Luthers und die gegenwärtige theologische Forschung. Theologische Abhandlungen D. Ludwig Ihmels zum 70. Geburtstage dargebracht von Freunden und Schülern. Herausgegeben von D. Dr. Robert Jelke, Professor der Theologie in Heidelberg. Leipzig 1928. Dörffling und Franke. 463 S. Gr. 8°. 18.—, geb. 20.— Mark.

1

Die Festschrift, zum 70. Geburtstag dem Landesbischof D. Ludwig Ihmels von einem Viertelhundert Freunden und Schülern dargebracht, ist sicherlich ein repräsentativer theologischer Band des gegenwärtigen kirchlich-positiven Luthertums. Das beansprucht ihr Titel. Und sie zeigt auch das konfessionelle eng- wie starkherzige Luthertum von heute in seiner ökumenischen Weltweite, das Erbe bewahrend und behauptend im konservativen Sach- und Formenstil, aber bemüht, den Gegenwartsfragen nachzukommen. Die nordische Welt (Hallesby-Oslo, Moe-Oslo, Jörgensen-Kopenhagen) und die amerikanische (Offermann-Philadelphia, Neu-Dubuque, Wentz-Gettysburg und Schneider-Springfield) schreiben mit. Zentrale lutherische Themata werden abgehandelt: Sünden und Sündenvergebung nach dem ersten Brief des Johannes (See-

berg), Soteriologie von Schuld, Sühne und Vergebung (Hallesby), das Damaskuserlebnis in den Briefen des Paulus (Offermann) und die Gleichorientierung von seiner und Luthers Rechtfertigungslehre (Moe), last not least die Sakramentsfragen, Kindertaufe, Realpräsenz und Katechismusaussagen (Oepke, Sommerlath, Laible). Aus dem Kreis der dogmatisch-kirchlichen Zeit- und Streitfragen erörtert Jelke das Verhältnis von historisch-kritischer und theologisch-dogmatischer Schriftauslegung im Anschluß an Luther, dessen pneumatisch-dogmatischen Maßstab des „Christum-treibens" er historisiert zur heilsgeschichtlichen Aufstufung des Versöhnungswirkens Gottes. Althaus schlägt vor eine praktisch-subjektiv formulierte „Christologie des Glaubens". Bachmann betont die dogmatische Wichtigkeit des Satzes vom Menschen als Ebenbild Gottes gegenüber dem modern üblich gewordenen „Ganz-anders-sein Gottes". Hilbert legt den Finger auf die positive Beziehung von Charisma und Amt. Und der Jurist Oesch ey untersucht den „Hirtenbrief nach den neuen evangelischen Kirchenverfassungen Deutschlands".

Vor allem sind auch die allgemeineren, breitkreisenden Fragenangriffe und Aufgaben der Gegenwart von Luthers Erbe her beachtet: Jugendbewegung, Politik und soziales Ethos, Religions-Geschichte wie -Psychologie und Kunst. Die Frage ist freilich, wie weit bei der apologetisch langsamen Behutsamkeit der aktuelle Moment noch ergriffen und das Gespräch mit dem Zeit-Geist wirklich geführt wird! So weist Marahrens der bewegten Jugend mit Lutherworten den Führer-Erlöser und Lebensdeuter und den Weg zur Kirche. Jörgensen gibt das Fundament der lutherischen sozialen Ethik: die Gesellschaft als Gottes Ordnung in Familie, Staat und Kirche. Das ist althergebracht und kräftig in das Heute hineingesetzt. Kritischer und apologetischer vom Heute aus sieht Leube auf die geschichtliche Entwicklung von Staatsgesinnung und Staatsgestaltung im deutschen Protestantismus. Er findet die Tragik des deutschen Protestantismus hier heraus, daß die Voraussetzung aller gesellschaftlichen Gestaltung, der „Glaube an das Volk", zerstört wurde durch den verhängnisvollen reaktionären Einfluß von Friedrich Julius Stahl. Elert geht dogmengeschichtlich dem Gesellschaftsbegriff bei Melanchthon nach in Auseinandersetzung mit Holl und korrigiert von hier aus das gewöhnliche Bild vom patriarchalisch-obrigkeitlichen Staatsideal des Luthertums: der naturrechtliche Begriff der „Gesellschaft" ist nicht ein Produkt erst des 17. Jahrhunderts, sondern Melanchthon leitet ihn aus der Antike mit dorthin und gewährt ihm neben dem Stiftungs- und Anstaltsgedanken für den Staat wie auch für die Kirche einen wesentlichen Platz. In der religionsgeschichtlich-aktuellen Problematik begegnet Prockisch ablehnend den Angriffen hellenistischer Philologie auf die Originalität biblischer Begriffe: er sucht die Wurzel des neutestamentlichen Begriffs der „Wiedergeburt" in dem alttestamentlichen der „Wiederkehr". Wiederum benutzt Oepke den zeitgeschichtlichen Zusammenhang des Christentums mit der hellenistischen Antike, um — bei dem Schweigen der Schrift — die originale Frühzeitigkeit der Kindertaufe begreiflich zu machen: die Festigkeit des antiken Familienzusammenhangs schließt auch die Kinder in die Kultgemeinschaft ein, in den Mysterien sowohl wie im Judentum. Ausgezeichnet und feinsinnig begründet Leipoldt einfach auf der Basis der vergleichenden Religionsgeschichte den Sieg des Christentums über die Religionen der griechisch-römischen Welt. Vor allem aber reklamiert Jeremias den orientalischen Mythos für das Christentum, für Christologie und christliche Dogmatik: der große Mythos vom kämpfenden und siegenden oder leidenden und sterbenden und auferstehenden Heilbringer, in dem die außerbiblische Erlösererwartung sich ausspricht, ist in Christus Geschichte geworden. Von der Religionspsychologie her behandelt zeitgemäß großzügig und scharfsinnig Schneider (Springfield-Ohio) das Synthetische der religiösen Erkenntnis. Die heutige Geisteslage zeigt nach vielen Versuchen einseitig analytischer Arbeit ein Hinwenden zur Synthese. Die religiöse Erkenntnis umfaßt ganzheitlich-synthetisch psychophysische Erlebbarkeit (Psychologie), Geschichtserfassen (Heilsgeschichte), sittliche Normhaftigkeit (Gewissen), dialektische Polarität (von der coincidentia oppositorum des Nicolaus von Cues bis zu Heim und Barths dialektischer Theologie), logische Apriorität, Geist-Immanenz, unmittelbares Gottberührtwerden im Gebet, Glaubenserkenntnis und Offenbarungsvernehmen. Und am Ende erörtert Strasser ästhetisch-offen das Wesen der lutherischen Kirchenkunst.

2

Das ist alles ebenso fesselnd wie wichtig, und ist auch Erbe Martin Luthers in der gegenwärtigen theologischen Forschung. Aber das Erbe, das wir erwarten und brauchen im aktuellen Zeitmoment? Es ist doch die theologisch-religiöse Geisteslage die, daß nach dem Auftakt von Rudolf Ottos „Heiligem" durch Karl Barth und seinen Kreis das reformatorische Evangelium uns in bestimmter Richtung wieder geöffnet ist. Offenbarung und Wort Gottes, Sünde und Gnade, Rechtfertigung und Versöhnung werden wieder in unserer Welt gepredigt. Die Abgefallenheit der Welt, ihre eschatologisch-prinzipielle Krisis ist uns in hämmernder Eindrücklichkeit wieder nahegebracht. Aber über dem Wirklichkeitsuntergrund der gefallenen und gerichteten Welt ergeht die neue reformatorische Verkündigung und Theologie auf das schärfste und bewußt im Sinne des calvinistisch-reformierten Distanz-Gedankens: Ewigkeit und Zeit, Gott und Mensch als Schöpfer und Geschöpf, Unendlichkeit und Endlichkeit werden gegeneinandergesetzt. Die Dialektik der „Krisis" geht immer spontan und unmerklich, unscheidbar über in die Dialektik dieser „Distanz", dieses Abstandes von Jenseits und Diesseits, von Ungeschaffenem und Geschaffenem, Ungewordenem und Gewordenem: finitum incapax infiniti! Man unterscheidet zwischen beiderlei doch prinzipiell grundverschiedenen (!!) Gottfernen und Dialektikern gar nicht einmal! Freilich ist es notwendig und aktueller Auftrag, diesen „Abstand" zu predigen. Er war verloren gegangen in Identitätsphilosophie und Mystik, Romantizismen, Idealismen und Rationalismen des modernen Menschen, der Gott in der Brust trug oder mit dem Vater im Himmel auf Du und Du sich stellte. Keine Elle soll vom gebührlichen absoluten Abstand weggenommen werden, im Gegenteil! Aber deutlich ist ebenso, wie hier auch humanistisch-philosophische Traditionsmotive von Calvin her sich mit geltend machen und dem reformatorischen Evangelium die reformierte Wendung und Verschiebung geben und seine Tiefe so verkümmern lassen: das „Erbe Martin Luthers" so verkümmern lassen. Es muß noch erst hervorgeholt und heraufgehoben werden. Das in dieser Spannungssphäre zu leisten — das wäre die aktuelle Tat! Und was Tiefe und Herz dieses reformatorischen Erbes ist? Die evangelisch-innige Herzlichkeit des gnädigen Gottes, der sich herabbeugt über alle Gegensätze der Distanz und Krisis zum Geschöpf und gar zum Sünder. Der das Gewordene und Geschaffene sich nahe schuf und werden ließ und auch als Gefallenes noch hält, trägt und wieder retten will. Der die Welt nicht schuf als Kontrastgrund und Gegenüber, sondern zur eschatologisch-ursprünglichen seligen „Schechina" und Immanenz, und der auch die gefallene Welt nicht ganz fallen läßt aus seiner väterlichen Hand, sondern Welt, Geschichte und Humanität noch synthetisch-immanent trägt in seinen „Ordnungen" und seinem Logos. Dessen „Ehre" eben das „Heil" der Geschöpfe ist; und darum eben, paradox entgegen allen humanistischen Philosophen besteht der wunderlich-wundervolle Satz: finitum capax infiniti. Diese Herzinnigkeit der Liebe Gottes geht erst dem gerechtfertigten Sünder in Christus auf, erst ganz und stark und gerade auf dem rationalen Untergrund der Realität der schärfsterfahrenen Sündenkrisis und der schärfstgesehenen kreatürlichen Distanz. Und wenn sie dem Gläubigen so voll und ganz aufgegangen ist, überwiegt und überwindet sie in ihrer herzlichen Übermacht Distanz und Krisis. Ja, der Glaubende läßt sogar nur zu leicht dann die Krisisbestimmtheit der gefallenen Welt außer Acht und verfällt nur zu leicht der Gefahr, undialektisch allzu gerader Vereinfachung im vertrauensvollen An-Nehmen und Behaupten von Gottgegebenheit und Gottgeordnetheit, sei es von Wort und Sakrament, sei es von Weltordnung Gottes. Das heißt nicht Barths Dialektik einführen wollen. Aber es ist und bleibt ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem wagemutig-fest zufassenden Glauben an den herzlich-gnädigen Gott in und trotz der bitter ernst genommenen Krisis, und dem naiv-positiven Glauben an Gottes Welt-Ordnungen, der die Krisis gar nicht mehr in ihrer prinzipiellen Wesentlichkeit und Wirklichkeit sieht und ernst nimmt — ganz abgesehen von Spitzfindigkeiten und Kuckuckseiern. Und hier ist weder Luther selbst immer und ganz einwandfrei, um seiner reformatorisch-naiven Stärke willen (!), noch aber das Luthertum, das moderne zumal, das positive wie liberale, um seiner rational-naiven Schwäche und Flachheit willen. Der Gedanke des „lieben Gottes" herzlicher Gnade, naiv begriffen ohne den wirklich ganz ern-

sten Untergrund der Krisis, kann gewiß nicht an gegen Barths reformatorisch berechtigte Behauptung der Krisis unserer sündigen Welt. Er springt zu tief und so zu kurz. Er hat lutherisch-reformatorischen Sinn rein und allein auf dem Boden der Krisis.

3

Diese Gedanken umreißen doch die besondere eigentliche Frage, die man aus der aktuellen Geisteslage heraus an „das Erbe Martin Luthers", an die Festschrift solchen Titels von 25 konfessionell lutherischen Theologen stellt. Und wie fallen die Früchte, wenn man den Baum so schüttelt? Man merkt wohl dem Buch der vielen lutherischen Federn diesen Zeit-Geist-Gedankenkreis an. Aus Barths Einflußsphäre her ist der Gedanke der prinzipiellen Krisis der Welt und des eschatologischen vorläufigen Interims des Glaubens vor dem Schauen des Jenseits bei den Jüngeren deutlich und lebendig geltend gemacht. Am schärfsten und eindrücklichsten ist er bei Paul Althaus maßgebend, der seine Christologie des „Glaubens" klar als theologia viatorum entwickelt. Auch bei Carl Schneider ist der Rahmen seiner Ausführungen: über unserer religiösen Erkenntnis liegt der Fluch, daß sie nur Erkennen in und aus Teilganzen ist und die völlige synthetische Schau des Ganzen auf einmal erst kommt im neuen Aon. Strasser entwickelt das Wesen der christlichen Kirchenkunst doch ausgezeichnet aus der eschatologischen Wartestellung. Aber spürbar ist ebenso wiederum, daß diese Richtungnahme mit dem Krisisgedanken auch die betont-theozentrischen und die Distanz-Gedanken mit vorrücken läßt und die lutherisch gebrachte Glaubenserkenntnis der herzlich-innigen, alle Distanz überbrückenden und anthropozentrisch (!!) die Kreatur beseligenden und das Verlorene suchenden und heilenden Liebe Gottes in ihrer reformatorisch-wiedergeborenen oder rational angeborenen Naivität bricht und zugleich überhaupt schüchtert und dämpft.

Auf der anderen Seite dagegen ist Luthers Erbe in seiner Herzenstiefe stärker geltend geblieben und ans Licht gerückt: die Gnaden-Herzlichkeit Gottes, deutlicher in einer Linie der Älteren, freilich hier nun wiederum ohne den wirklich lebendigen und realgenommenen Spannungsuntergrund der Krisis. Das Herz des lutherischen Buches klopft hier kräftig und mächtig in den Dutzend Seiten von Lauerer-Neuendettelsau über die „Kondeszendenz Gottes". In diesen mittelalterlich-scholastischen Ausdruck kleidet er — von Bezzel her — die Grunderkenntnis des lutherischen Gottesbegriffs und des Luthertums überhaupt — gegen den Calvinismus Barths. Die „dienstbereite Herablassung Gottes in die Welt", die „Diakonie" Gottes, die sich herabbeugt zur menschlichen Schwachheit, aus dem Wesen der seligmachenden Liebe heraus, die ganz wird, was sie ist, indem sie alles hingibt, was sie hat: sie ist Nerv und Herzschlag der Offenbarung Gottes in Christo und bestimmt ihre anstößig-niedrige, irdisch-menschliche Art. Gott geht so barmherzig ein in die Beschränktheit der Welt: in Geschichte, Schrift, Predigtwort und Sakrament. Lauerer sieht die aktuelle Frage und faßt sie mit gutem Griff. Freilich sieht er den prinzipiellen Krisisgedanken nicht! Das ist mehr als schade, weil es schädlich ist!! Aber in seiner Skizze von der Kondeszendenz Gottes ist Erbe Martin Luthers in Sach- und Formenstil, Gehalt und Ton vorhanden. Das ist ordentlich wohltuend. Von dieser grundsätzlichen seiner Schöpfung sich zuneigenden barmherzigen Herzlichkeit Gottes aus — bewußt und klar auf dem realen Untergrund der Krisis gespannt wie zugleich vertieft!! — hätten alle Einzelfragen prinzipiell angefaßt und erörtert werden sollen, das hätte das Erbe Martin Luthers, aktualisiert für den Zeit-Moment, bedeutet! Das wesentliche Erbe, auf das wir eben gerade warten, konfessionell erkenntnis- und bekenntnismäßig über Barths reformierte dialektische Theologie der Krisis und Distanz hinaus. Man hätte die Parole daraufhin ausgeben können. Denn von hier aus versteht sich doch erst in letzter schärfster theologischer Klarheit lutherisch-wesensmäßig Synthesis wie Immanenz, Zueinander, Bei- und Ineinander von Gott und Welt, Schöpfer und Geschöpf, Sünder und Gnade. Von hier aus versteht sich doch erst so lutherisch-wesensmäßig das Synthetische der religiösen Erkenntnis, die Synthesis von Offenbarungsvernehmen und psychologischem Erleben, Gebet und Geschichte, Heiligem Geist und Apriori, Wort Gottes und sittlichem Gewissen. Wie auch die Immanenz-Einheit von historisch-kritischer und theologisch-dogmatischer Schriftauslegung, Heils-Geschichte und Heils-Geschichtlichkeit. Von hier aus erst lutherisch-sinngemäß die Möglichkeit positiven Eingehens auf die Religionsgeschichte — wie auch der (immer freilich krisisgespannte!!!) Glaube an die sozialen Ordnungen der Welt-Erhaltung. Von hier aus erst voll und ganz sachgemäß die Behauptung und Sinnstellung des Gott und Kreatur verbindenden Satzes von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen, wie die Christologie, die communicatio idiomatum, die Sakraments-Immanenz. Von hier aus endlich auch der weltbejahende Sinn für die Kunst gegenüber der puritanischen asketisch-eklektischen Verneinung und die „historisierend" wie herzlich-frohe lutherische Art der Kirchenkunst, die den Typus des fleischgewordenen Wortes, des Heilandes, der unter uns wohnte, schuf, und deren Christusbild aus dem furchterregenden, starren byzantinischen Kaiser ein freundlicher Mann mit langem Bart und schließlich ein liebliches Weihnachts-Kind geworden ist.

Es soll an dem Wert des Buches nichts geschmälert werden; es stehen ausgezeichnete Stücke darin, und es wird manche Goldmünze, wenn auch nicht immer ganz blank geputzt, aus Luthers Erbe hervorgeholt. Es morgenrötet sich schon leise, wenn auch noch in der Auseinandergespaltenheit mehr oder weniger von Jüngerem und Älterem, von Krisis, die die Herzlichkeit vermissen läßt, und Herzlichkeit, die der Krisis entbehrt. Auf das „Erbe Martin Luthers" freilich, für das Gegenwarts-Heute klar und scharf aktualisiert, warten wir noch!

St. Louis Werner Petersmann

Alte und neue Lehrerbildung

1

Die Reichsverfassung bestimmt in Artikel 143 Abs. 2: „Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln." Auf Grund dieser Bestimmung haben die meisten deutschen Länder die bisherigen Lehrerbildungsanstalten abgebaut. Nur in Bayern und Württemberg bestehen die Seminare vorläufig noch weiter; man ist aber auch in diesen Ländern entschlossen, den bisher beschrittenen Weg in der Ausbildung von Volksschullehrern aufzugeben. Warum ist er nicht mehr gangbar? Hat das alte Seminar nicht geleistet, was man billigerweise von ihm erwarten durfte?

Darauf ist zunächst zu antworten, was in einer Sitzung der Reichsschulkonferenz gesagt wurde: „Das Seminar hat seine Rolle mit Ehren zu Ende gespielt; in einer mehr als 150 jährigen Entwicklung aus armseligen Anfängen zu ansehnlicher Höhe aufsteigend, hat es unserem Volke unschätzbare Dienste erwiesen." Aus ihm ist eine Lehrerschaft hervorgegangen, die, erzogen zu ernster Arbeit und strengem Verantwortungsgefühl und erfüllt von einem hohen Berufsideal, in der Erziehung der ihr anvertrauten Volksjugend und für die Entwicklung der deutschen Volksschule Großes geleistet hat. An den Seminaren ist mit einer Hingebung und Aufopferung gearbeitet worden wie wohl an keiner anderen Lehranstalt. Leiter und Lehrer

haben sich bemüht, im Rahmen der gegebenen Einrichtungen ihre Arbeit immer wirksamer und zweckentsprechender zu gestalten. So wurde jene ansehnliche Höhe erreicht, welche die Reichsschulkonferenz den alten Lehrerbildungsanstalten nachrühmt, von der freilich alle diejenigen nichts wissen oder nichts wissen wollen, die höchst ungerecht immer noch die Seminare der beiden letzten Jahrzehnte nach denen von 1860 oder auch nach denen von 1880 oder 90 beurteilen.

Aber bei aller Anerkennung dessen, was die Seminare geleistet haben, muß auch gesagt werden, daß die auf ihnen vermittelte Ausbildung mit den neueren Entwicklungen der Volksschule nicht Schritt gehalten hat und nicht Schritt halten konnte. Das lag an ihrer organisatorischen Form, die — vor 100 Jahren geschaffen — trotz aller Verbesserungen im Lehrplan und in der Unterrichtsweise so gut wie unverändert geblieben war. Während sich in der Organisation unserer Hochschulen, unserer höheren und unserer Volksschulen als zwangsläufige Folgen einer steigenden Kulturentwicklung tiefgreifende Wandlungen vollzogen, beließ man es in der Lehrerbildung bei der überlieferten Form der Fachschule, die in wenigen Jahren ihre Schüler gleichzeitig mit allem sachlichen Wissen und Können und aller pädagogischen Bildung für den Unterricht ausrüsten mußte und deren Arbeit durch die schulmäßige Art der Ausbildung unübersteigbare Grenzen gesetzt waren. Eine solche Fachschulbildung genügte zu einer Zeit, in der die Volksschule sich darauf beschränkte, der breiten Masse gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, die für das bürgerliche Leben unentbehrlich sind. Die heutige Volksschule soll aber, nach einer Formulierung des preußischen Kultusministers Dr. Becker, „nach den Normen einer wissenschaftlich begründeten Pädagogik systematisch alle im Kinde liegenden Fähigkeiten so entwickeln, daß es, erwachsen, die seiner Anlage entsprechende Stelle in der Gesellschaft auszufüllen im Stande ist, d. h. sie soll nicht nur seinen Intellekt schulen, sondern auch seine religiöse oder künstlerische oder technische Anlage und in voller Harmonie damit seine körperlichen Kräfte entwickeln, und zwar nicht nur im Geist individueller Zweckmäßigkeit, sondern mit Rücksicht auf künftige Lebensgemeinschaften in Familie, Beruf und Staat". Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß zur Erreichung so hoch gesteckter Ziele die fachschulmäßige Ausbildung der Lehrer nicht mehr ausreicht.

2

Aus dem Wesen des Seminars als einer Fachschule erklären sich alle die anderen Mängel, die man der alten Lehrerbildung zum Vorwurf gemacht hat. So die schon angedeutete Verquickung von allgemeiner und fachlicher Bildung, an der die Lehrer und Schüler des Seminars wohl selbst am schwersten getragen haben. Sie führte bei den steigenden Bedürfnissen schließlich zu einer Anhäufung von Bildungsstoff und Bildungsaufgaben, die trotz allen Fleißes und aller Hingabe mit der notwendigen Gründlichkeit der Arbeit nicht mehr in Einklang zu bringen war. Diese zwangsläufigen Auswirkungen des Nebeneinander von Allgemeinbildung und Berufsbildung wurden von den Betroffenen um so stärker empfunden, als in letzter Zeit wohl überall in den Seminaren von pädagogisch interessierten und wissenschaftlich gebildeten Lehrern ein Unterricht erteilt wurde, der in die Tiefe zu dringen und die Schüler zu eigenem Suchen und Finden anzuleiten versuchte.

Die Öffentlichkeit hat von diesen Kämpfen und Nöten nichts erfahren, weil das Seminar durch seine Abseitsstellung im Gesamtgefüge unserer Bildungsanstalten der öffentlichen Aufmerksamkeit entrückt war. Man wußte es nicht anders, als daß der künftige Lehrer, streng abgeschlossen gegen die gleichaltrigen Anwärter anderer Berufe, auf besonders für ihn geschaffenen Seminaren seine Ausbildung erhielt. Die Beobachtung, daß sich strebsame und begabte Lehrer nachträglich das Reifezeugnis erwarben und akademische Prüfungen ablegten, verschleierte auch jenen auf die Dauer unmöglichen Zustand, daß von der Seminarbildung keine Brücke hinüberführte zur höheren Bildung, wie sie durch Höhere Schule und Hochschule vermittelt wird. Denn trotzdem in den letzten Jahren auf den Lehrerbildungsanstalten in Religion, Deutsch und Geschichte, den Hauptfächern des Seminars, die Ziele der neunstufigen höheren Lehranstalten erreicht, in der Musik sogar übertroffen wurden und ihre Abiturienten so eine gründliche, dazu psychologisch vertiefte Allgemeinbildung empfingen, blieben ihnen alle weiterführenden Berechtigungen versagt. Der junge Mensch, der acht Jahre die Volksschule und sechs Jahre die Lehrerfachschule besucht, also zwei Jahre mehr Schulzeit als der Abiturient einer Höheren Schule hinter sich hatte, erhielt dadurch nicht die geringste Berechtigung außer der, daß er Volksschullehrer werden konnte.

Für diesen Beruf mußte sich der Anwärter bereits im dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahr entscheiden. Meistens wurde die Berufswahl von den Eltern aus recht äußerlichen Gründen getroffen. Erwies sich der Zögling einer Lehrerbildungsanstalt für den Erzieherberuf ungeeignet, oder kamen ihm selbst Zweifel an der Richtigkeit seiner schon im Knabenalter getroffenen Wahl, so war ihm durch die Abseitsbildung der Übergang in einen andern Beruf ungemein erschwert. Manch einer ist widerwillig doch Lehrer geworden, nur weil er keinen Ausweg fand aus der „Bildungssackgasse", in die er durch seinen frühen Eintritt in die Fachschule geraten war.

Vielen jungen Lehrern ist auch der unmittelbare Übergang von einem rein schulmäßigen Betrieb in einen selbständigen Beruf verhängnisvoll geworden. Er gehörte ebenso zur organisatorischen Form der alten Seminare wie ihre Verlegung in kleine und kleinste Orte mit möglichst geringen Bildungsmöglichkeiten und wie die Unterbringung erwachsener Schüler in ganz primitiv ausgestatteten Internaten mit einer an sich unentbehrlichen, aber vielfach sehr unpädagogisch und unpsychologisch gestalteten und ebenso gehandhabten Hausordnung.

3

Weil die alte Lehrerbildung den Bedürfnissen der modernen Volksschule nicht mehr entsprechen konnte und weil sie mit Mängeln behaftet war, die ihrem Wesen entsprangen und die sich immer verhängnisvoller auswirkten, darum mußte sie einer grundsätzlichen Neuordnung weichen. Die deutsche Seminarlehrerschaft und die deutsche Volksschullehrerschaft haben seit Jahrzehnten dafür gekämpft. Schon im Jahre 1881 forderte der Deutsche Seminarlehrertag in Berlin, daß in der Lehrerbildung Allgemein- und Berufsbildung streng voneinander geschieden werden müßten. Diese Forderung nahm die deutsche Lehrerschaft auf und vertrat auf der allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung in Breslau 1898 noch den Standpunkt, daß die Allgemeinbildung auf den Realschulen und Oberrealschulen zu erwerben, die pädagogische Ausbildung den zu einer Fachschule höheren Grades auszubauenden Oberklassen des Seminars zu überweisen sei. Sechs Jahre später, auf der Preußischen Lehrerversammlung in Königsberg 1904, wurde die Universitätsbildung gefordert mit der Begründung, „daß die Universitäten als die Zentralstätten wissenschaftlicher Arbeit die geeignetsten, durch keine andere Einrichtung vollwertig zu ersetzenden Stätten für die Volksschullehrerbildung" seien. An dieser Auffassung hält die deutsche Lehrerschaft bis auf den heutigen Tag fest.

In einigen deutschen Staaten sind auch noch vor dem Kriege tiefer greifende Reformen in der Lehrerbildung in Angriff genommen worden. So wurde in Sachsen 1914 auf Betreiben der Seminarlehrerschaft die Bildungsdauer auf sieben Jahre verlängert, eine zweite Fremdsprache eingeführt und die pädagogische Fachbildung in die beiden

letzten Seminarjahre verlegt. Doch galt diese Regelung damals schon als ein Übergangsstadium, dem früher oder später die An- oder Eingliederung des zweijährigen pädagogischen Kurses in die Universität folgen müsse. Ein solches im Rahmen der Universität einzurichtendes Pädagogisches Institut mit zweijährigem Lehrgange war vor dem Kriege auch in Hamburg vorgesehen.

In den meisten anderen deutschen Staaten aber, besonders in den beiden größten, Preußen und Bayern, waren die führenden Schichten einer grundsätzlichen Reform der Lehrerbildung durchaus abgeneigt, und je lauter sie von der pädagogischen Welt, vor allem von der Volksschullehrerschaft selbst, gefordert wurde, um so zäher hielten dort die Regierungen an dem überlebten System der Seminarbildung fest. Erst durch die Ereignisse der Revolution wurde überall in den deutschen Ländern der Weg frei für eine Neuordnung, die nach dem Willen der Gesetzgeber von Weimar sogar einheitlich für das ganze Reich geschaffen werden sollte.

4

Das Reich hat die reichsgesetzliche Regelung der deutschen Lehrerbildung abgelehnt, obwohl sie in dem eingangs angezogenen Artikel 143 der Reichsverfassung ausdrücklich gefordert wird. Dafür sind vor allem finanzpolitische Gründe maßgebend gewesen; das Reich hätte die Mehrkosten übernehmen müssen, die den Ländern aus einer reichsgesetzlich geregelten Neuordnung erwuchsen. Ob sie später noch möglich sein wird, wenn durch eine Sonderentwicklung namentlich in den großen Ländern fertige Tatsachen geschaffen sein werden, muß man abwarten. Die dem Reiche durch die Verfassung aufgelegte Verpflichtung bleibt jedenfalls bestehen.

Der Weg, den die neue Lehrerbildung zu gehen hat, ist in dem erwähnten Artikel 143 deutlich vorgezeichnet. Sie soll „nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten", geregelt werden. Das heißt: der zukünftige Volksschullehrer empfängt seine allgemeine Bildung auf einer Höheren Schule, die ihn bis zur Universitätsreife bringt, und eine wissenschaftlich begründete Berufsbildung, die dann nur noch auf einer Hochschule vermittelt werden kann. Auf was für einer Hochschule das geschehen soll, ist eine Frage der Zweckmäßigkeit, die die Reichsverfassung ebenso offen läßt wie die Frage nach der Dauer der Hochschulbildung, die eine Frage des tatsächlichen Bedürfnisses ist. Beide Fragen zu entscheiden muß so lange den Unterrichtsverwaltungen der einzelnen Länder überlassen bleiben, als das Reich von dem ihm verfassungsmäßig zustehenden Recht der Gesetzgebung keinen Gebrauch macht. Sie sind zudem von untergeordneter Bedeutung gegenüber den eindeutigen, in der Reichsverfassung festgelegten Forderungen: Höhere Schule und Hochschulbildung für den zukünftigen Volksschullehrer.

Wie haben sich die Länder zu diesen Forderungen gestellt? Sind schon Neuordnungen getroffen, und wie ist man dabei verfahren? Das Recht, bei der Lehrerbildung selbständig vorzugehen, war den einzelnen Ländern von der Reichsregierung ausdrücklich zugestanden, als sie am 12. Januar 1923 eine einheitliche und allgemeine Regelung für das ganze Reich ablehnte.

5

Von diesem Recht haben bisher Preußen, Sachsen, Thüringen, Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Braunschweig und Hamburg Gebrauch gemacht. Überall ist die Allgemeinbildung von der Berufsbildung getrennt worden; man fordert von dem künftigen Lehrer den Besuch einer Höheren Lehranstalt und in der Regel auch das Reifezeugnis. Nur in Baden können im Bedarfsfalle auch Schüler mit Primareife, wenn sie einen einjährigen Vorkursus an der neuen „Lehrerbildungsanstalt" mit Erfolg besucht haben, zur Berufsausbildung zugelassen werden.

Diese soll sich überall in den genannten Ländern in hochschulmäßiger Form vollziehen. Im einzelnen finden sich starke Unterschiede, vielfach läßt sich die endgültige Entwicklung trotz der vorliegenden ministeriellen oder gesetzlichen Bestimmungen noch gar nicht absehen. Thüringen, Sachsen und Hamburg haben die gesamte Fachausbildung an schon bestehende Hochschulen verlegt; die Pädagogischen Institute sind in Jena, Hamburg und Leipzig — hier allerdings nur lose — mit der Universität, in Dresden mit der Technischen Hochschule verbunden. In Hessen und Braunschweig erfolgt die theoretische Ausbildung an Technischen Hochschulen (Darmstadt, Braunschweig), die beruflich-praktische Ausbildung wird den Studierenden in Pädagogischen Instituten — Hessen hat deren je eins in Darmstadt und in Mainz — von praktischen Schulmännern nebenamtlich vermittelt. Preußen hat selbständige Pädagogische Akademien errichtet, von denen noch zu reden sein wird. Mecklenburg-Schwerin ist dem Preußischen Vorbild durch Umwandlung seines Pädagogischen Instituts in Rostock jetzt gefolgt. In Baden ist eine simultane „Lehrerbildungsanstalt" Karlsruhe eingerichtet worden, die in Organisation und Lehrplan ziemlich stark an das alte Seminar erinnert. Die Errichtung von zwei weiteren badischen Lehrerbildungsanstalten, diese mit konfessionellem Charakter, in Freiburg (katholisch) und Heidelberg (evangelisch) ist vorgesehen. Die geforderte Studiendauer beträgt vorläufig in Thüringen, Sachsen, Hamburg und Braunschweig 3 Jahre, in Hessen 2½ Jahre, in Preußen, Baden und Mecklenburg-Schwerin 2 Jahre. Die Prüfungsordnungen der zuerst genannten Länder verlangen, daß der Anwärter auf das Volksschullehramt während seiner ganzen Studienzeit außer dem Berufsstudium das Studium eines wissenschaftlichen Faches nach freier Wahl betreibt.

Preußen geht bei der Neuordnung seiner Lehrerbildung einen Weg, der wegen seiner Eigenart und wegen der Bedeutung des größten deutschen Landes noch einer besonderen Betrachtung bedarf. Er ist nach der Meinung des Schöpfers der preußischen Pädagogischen Akademien „der einzige, dessen Richtung nicht durch Nebenabsichten, sondern durch Zweck und Aufgabe der Volksschule bestimmt war, d e r Volksschule allerdings, die nicht als eine Schule zweiter Klasse neben der Höheren Schule steht, sondern mit dieser Höheren Schule organisch verbunden ist" *). Diese organische Verbindung ist dadurch erreicht, daß die Allgemeinbildung der künftigen preußischen Volksschullehrer auf die Höheren Schulen verlegt ist und mit der Reifeprüfung abschließt. Die Berufsausbildung auf die Universitäten zu verlegen, erschien der preußischen Unterrichtsverwaltung nicht angängig, weil die Universitäten nicht imstande sind, „sich neben ihrem Wissenschaftsbetrieb auch den Aufgaben der persönlich-ethischen Bildung und der pädagogisch-künstlerischen und -technischen Schulung der angehenden Lehrer in dem Maße zu widmen, wie dies das Interesse unserer Schulen verlangt". Zudem würden die bestehenden preußischen Hochschulen bei ihrer verhältnismäßig geringen Zahl gar nicht in der Lage sein, den erforderlichen Nachwuchs für den Volksschuldienst aufzunehmen. Aus diesen Erwägungen hat man in Preußen selbständige Erziehungs-Hochschulen geschaffen, die in keiner Weise mit den Universitäten oder mit anderen Hochschulen verbunden sind. Sie sollen in streng wissenschaftlichem Geiste, aber immer in engster Fühlung mit den Berufsaufgaben des künftigen Lehrers Erzieherpersönlichkeiten heranbilden, die im Stande sind, selbständig die ungeheueren Aufgaben zu lösen, die die Schule und das Leben der Gegenwart an den Volkserzieher stellen. Das kann natürlich in einem zweijährigen Bildungsgang, in dessen letztes Semester auch noch die erste Lehrerprüfung fällt, nicht restlos geschehen; dazu bedarf es noch der plan-

*) C. H. Becker, Die Pädagogische Akademie im Aufbau unseres nationalen Bildungswesens. Quelle u. Meyer 1926.

mäßigen Fortbildung des jungen Lehrers während seiner einstweiligen Anstellung vor Ablegung der zweiten Prüfung. Eine solche ist auch vorgesehen; aber es wird sich ausweisen, ob sie zur Erreichung der hohen Ziele, die sich die neue preußische Lehrerbildung gesteckt hat, genügt.

Die ersten preußischen Akademien sind als Versuchsakademien mit 50 Studierenden und 12 hauptamtlichen Dozenten im ersten Jahre und 100 Studierenden und 14 hauptamtlichen Dozenten im zweiten Jahre ins Leben getreten. Sie tragen konfessionellen Charakter in der Weise, daß in Elbing evangelische, in Bonn katholische Lehrer und in Kiel evangelische Lehrer und Lehrerinnen ausgebildet werden sollten. Schon ein Jahr später, 1927, wurde in Frankfurt a. M. auf Drängen des Landtags eine vierte Versuchsakademie und zwar auf simultaner Grundlage für Lehrer und Lehrerinnen trotz des Einspruchs der katholischen Bischöfe errichtet und der evangelischen Männerakademie Elbing auch die Ausbildung von Lehrerinnen gestattet. Die Neuerrichtung je einer katholischen und einer evangelischen Frauenakademie hat der Landtag in diesem Jahre abgelehnt, wohl weil er die konfessionelle Sonderung mit dem Wesen einer Hochschulbildung des Lehrers nicht für vereinbar hält und auch die natürlichen Vorzüge, die in einer gemeinschaftlichen Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen liegen, nicht preisgeben möchte. Bis zur Errichtung der Vollakademien, die etwa 300 Studenten und 24 hauptamtliche Professoren und Dozenten umfassen werden und deren Preußen etwa 30 braucht, werden hier noch letzte Entscheidungen getroffen werden müssen; auch darüber, ob die Pädagogischen Akademien nur der Berufsbildung der Volksschullehrer und -lehrerinnen dienen oder ob auch andere Lehrergattungen auf ihnen zum mindesten ihre pädagogische Ausbildung empfangen sollen. Die Denkschrift des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung über „Die Neuordnung der Volksschullehrerbildung in Preußen“ *) betont ausdrücklich, daß es hier gilt „wertvollen Entwicklungen den Weg nicht zu verbauen“.

6

Was ist schließlich noch auf die Einwände zu sagen, die gewöhnlich gegen die Aufhebung der Seminare und gegen die Verlegung der Lehrerbildung auf die Höhere Schule und auf die Hochschule erhoben werden?

Nach dem, was oben über die Unzulänglichkeit der alten Lehrerbildungsanstalten ausgeführt ist, erübrigt sich wohl eine Auseinandersetzung mit allen denen, die in der Neuordnung nur den politischen Niederschlag ungemessener Gehaltswünsche und Aufstiegsbestrebungen der Volksschullehrerschaft sehen.

Ernster zu nehmen ist der Hinweis darauf, daß durch den Wegfall der Seminare an ländlichen Orten begabten Bauern- und Arbeitersöhnen der Zugang zum Lehrerberuf und damit die einzige soziale Aufstiegsmöglichkeit genommen sei. Dafür haben wir aber jetzt überall auf dem Lande, meist in den alten Seminarstädten, die neuen Aufbauschulen, die begabten Schülern aus den oberen Klassen der Volksschule die Universitätsreife und damit den Zugang zu allen höheren Berufen, auch zum Lehrerberuf, vermitteln. Die Meinung, daß die Aufbauschulen nur für Lehrerbildungszwecke geschaffen seien, ist wenigstens für Preußen — in Bayern scheinen sich die Dinge anders zu entwickeln — ebenso abwegig wie die Behauptung, daß die Deutschen Oberschulen ihr Dasein nur den Bedürfnissen der Lehrerbildung verdankten.

Vielfach wird nun aber gesagt, daß „die Bevölkerungsschichten, aus denen sich bisher der Lehrerstand ergänzte, in Zukunft die Kosten der Ausbildung nicht mehr tragen könnten“. Wie ist mit dieser Behauptung die Tatsache zu vereinbaren, daß von den Besuchern der ersten preußischen Akademien die überwiegende Mehrheit der Besucher denselben sozialen Schichten entstammt, die ihre Söhne und Töchter früher auf die Seminare oder auf die Oberlyzeen geschickt haben?

Die Zahl der Meldungen zur Aufnahme in die preußischen Pädagogischen Akademien ist bisher unerwartet hoch und ständig im Wachsen. So erscheint auch die Befürchtung, daß es infolge der Neuordnung an den nötigen Anwärtern auf den Volksschullehrerberuf fehlen wird, nicht berechtigt. Auch in Zukunft wird die Aussicht, unter Aufwendung geringer Kosten in einen höheren Beruf zu gelangen und mit 21 oder 22 Jahren eine Lebensstellung zu besitzen, verbunden mit der ständig wachsenden Bewertung des Volksschullehrerberufs durch die Öffentlichkeit, einen starken äußeren Anreiz ausüben auf alle diejenigen, die nicht schon aus idealen Gründen dem so vielseitigen und in seinem Wirken so nachhaltigen Beruf eines Volksschullehrers zustreben.

Mit der Möglichkeit oder auch Wahrscheinlichkeit, eine Anstellung auf dem Dorfe zu bekommen, werden die akademisch gebildeten Schulamtsbewerber ebenso selbstverständlich rechnen wie etwa die Pfarramtskandidaten oder die Forstassessoren. Wie jenen wird auch ihnen die akademische Bildung an sich kein Hindernis sein, sich in ländliche Verhältnisse einzuleben und sich dauernd auf dem Lande wohlzufühlen.

Dem Staate erwachsen aus der Neuordnung der Lehrerbildung gegenwärtig keine Mehrkosten; das zeigen die amtlichen Nachweisungen der verschiedenen Unterrichtsverwaltungen. Wie sich die Neuordnung in Zukunft finanziell auswirken wird, ist eine Frage von geringerer Bedeutung gegenüber der bestimmten Erwartung, daß durch den künftigen Bildungsgang des Volksschullehrers die Volksschule aus der pädagogischen und sozialen Geringschätzung, unter der sie auch heute noch zu leiden hat, endlich herauskommt. Sie ist durch die gesetzliche Einführung der Grundschule unser wichtigstes Volksbildungsinstrument geworden. Alle deutschen Kinder verleben heute auf der Volksschule die für ihre geistige und sittliche Entwicklung bedeutungsvollen ersten Schuljahre, und fast 95% der gesamten deutschen Jugend besucht überhaupt keine andere als die Volksschule. Sie zu fördern, vor allem durch eine gediegene Lehrerbildung, und damit dem heranwachsenden Geschlecht zu dienen, dafür sollte dem Staate und unserm Volke kein Opfer zu groß erscheinen.

Frankfurt a. M. Kurt Körber

*) Sie ist 1925 erschienen, aber heute schon in vielem, vor allem in dem, was sie über die Organisation und den Studienplan der Akademien sagt, überholt.

Die Bruderschaftsbewegung in England

4. Eigenart, Auswirkung und Bedeutung*)

Der gegenwärtige Stand der Bewegung ist folgender. In 36 Föderationen sind 969 Vereinigungen (Bruderschaften, Schwesterschaften und ähnliche Vereine) zusammengeschlossen mit nahezu 100 000 (genau: 99 143) Mitgliedern. Die Zahlen gelten für England und Wales (nicht auch für Schottland und Irland). Daraus geht hervor, daß die Mitgliederzahl noch nicht wieder den Stand der Jahre vor dem Kriege erreicht hat. Es wird aber berichtet, daß sie ständig im Wachsen sei. Der Weltbund, der seine ersten Kongresse nach dem Kriege in London (1919), Washington (1920) und Prag (1921) abhielt, umfaßt gegenwärtig neun Nationalverbände: einen englischen, schottischen, irischen, französischen, norwegischen, tschechi-

*) Zur Literatur ist noch ein mir leider entgangener Aufsatz nachzutragen, den Hans Hartmann mit dem gleichen Titel wie der obige im 1. Jahrgang der „Eiche“ (1913) S. 160—170 veröffentlicht hat. Da dieser sich jedoch nicht mit der Geschichte der Bewegung beschäftigt, so bleibt die Tatsache bestehen, daß uns bisher eine Gesamtdarstellung der Bewegung fehlte. Die dort angegebene Literatur ist nicht über die Bewegung, sondern aus ihr. Der Aufsatz ist jedoch wertvoll als Zeugnis für den Stand der Bewegung kurz vor dem Krieg.

schen, indischen, amerikanischen und kanadischen. Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt nur einige hundert Tausend. Aber die Mitgliederzahl der nichtangeschlossenen Vereine ist wahrscheinlich erheblich größer.

Die Organisation der Bewegung ist verhältnismäßig einfach. Grundeinheit sind die Einzelvereine, ihre Mitglieder zahlen je 1 M. jährlich, wovon die Hälfte der Zentrale zufließt. Seit kurzem werden auch Einzelmitglieder aufgenommen, die jedoch 10.50 M. jährlichen Beitrag zahlen müssen. Der Zusammenschluß zu partikularen Föderationen, nationalen Verbänden und dem internationalen Bund ist verfassungsmäßig anerkannt.

Die englische Bewegung wird demokratisch geleitet durch die Jahresversammlung, die ihrerseits die Geschäftsführung an den von ihr gewählten Nationalrat abgibt. Er muß mindestens zweimal im Jahr zusammentreten und läßt in der Zwischenzeit die laufenden Geschäfte von einem engeren Ausschuß führen, der aus den „Beamten" (= dem Vorstand) sowie zwölf von der Jahresversammlung gewählten Mitgliedern besteht. Den Vorstand bilden: der Nationalpräsident, gegenwärtig Mr. Smallwood J. P., ein Londoner Richter von imponierender Erscheinung und starkem ethischem Pathos, ein President Elect (also der zukünftige Präsident; 1914/15 war das Arthur Henderson, M. P.), der Expräsident, der Schatzmeister, der Finanzsekretär, die Sisterhood President und President Elect sowie die Expräsidentin und der Generalsekretär, gegenwärtig Rev. J. W. Tuffley. (Geschäftsstelle: 37 Norfolk Street, London W. C. 2.) Die Verfassung besteht seit 1906 und ist seitdem mehrfach verbessert worden. Durch sie hat die Bewegung eine Geschlossenheit bekommen, die nur deshalb nicht stärker in Erscheinung tritt, weil die einzelnen Vereinigungen durchaus selbständig sind und außerdem immer noch eine beträchtliche Anzahl von nicht angeschlossenen Bruderschaften existiert, darunter auch die Lozells' Brotherhood. Hauptgrund für deren Nicht-Anschluß ist, daß sie ganz eng mit der Methodistischen Mission in Lozells verbunden ist. Eben die enge Verbindung mit ihrer Kirche mag auch bei anderen den Anschluß verhindert haben.

Ziele: 1. Das Volk (das ganze englische Volk im allgemeinen und die Arbeiterschaft im besonderen) für Jesus Christus zu gewinnen; 2. Männer und Frauen in das Reich Gottes (natürlich unter die Herrschaft Gottes) zu führen; 3. Menschen in Bruderschaften zu gegenseitiger Hilfeleistung zu vereinigen; 4. das Studium der Sozialwissenschaften zu fördern; 5. die Erfordernisse christlichen Staatsbürgertums zu verwirklichen; 6. einheitliches Zusammenwirken in sozialem Dienst zu erstreben; 7. internationale Bruderschaft zu fördern. Das letzte Ziel ist seit dem Kriege hinzugekommen. Die Gewinnung für Christus ist von der dritten Stelle an die erste gestellt worden. Diese einfachen Sätze enthalten das Programm der Bewegung, das in vielen Artikeln der sehr frischen und mutigen, sowie inhaltreichen Zeitschrift (The Brotherhood Outlook, jetzt 9. Jahrgang), durch Botschaften des Präsidenten und Rundschreiben des Nationalrats, durch die Jahresversammlung und Teilkonferenzen, durch kleinere und größere Veröffentlichungen und Flugschriften aller Art, vor allem aber durch die Sonntagsversammlung den Mitgliedern eingeschärft und den Außenstehenden bekannt gemacht wird, das aber darüber hinaus in der Arbeit einer ganzen Reihe von Ausschüssen, sowie in der Kleinarbeit der einzelnen Vereine und Brüder auch mehr oder weniger in Tat umgesetzt wird.

Es soll nun im Folgenden versucht werden, den entschieden christlichen Charakter der Bewegung (sowie ihr Verhältnis zur Kirche) und ihr soziales Wirken darzustellen.

Die Religion der Bruderschaftsbewegung ist ein auf wenige große Grundsätze reduziertes Christentum: Gott aller Menschen Vater, Christus unser Meister, alle Menschen unsere Brüder, Nachfolge Christi daher praktische (individuelle und soziale) Bruderliebe. „Als der Zimmermann von Nazareth die Worte der alten Propheten annahm, tat er das nicht nur für sich selbst, sondern auch für seine Jünger. Heute nun sind die Männer und Frauen der Bruderschaftsbewegung dazu aufgerufen, dieses Programm auszuführen in jeder Stadt und an jedem Ort, wohin Er selbst kommen würde." (Outl. 8, 194). Die Bruderschaftsbewegung „begann mit der Grunderkenntnis von der Vaterschaft Gottes, und nachdem wir das einmal angenommen haben, müssen wir auch die universale Bruderschaft der Menschen annehmen" (S. 195). Tom Sykes betont in seiner Schrift The Religion of Brotherhood, daß „die bisher nicht ausgeführte Mission des Christentums, die menschliche Gesellschaft auf der Grundlage der Bruderschaft neu aufzubauen" nun von der Bruderschaftsbewegung in Angriff genommen werden müsse. Er zitiert den Satz Tertullians: „Die menschliche Seele ist von Natur christlich" und entwickelt dann in ganz einfachen Linien die Theologie der Bruderschaftsbewegung: Da Christus Gott als unser aller Vater offenbart hat, ist das Christentum die Religion der Brüderlichkeit. Sie beruht nicht auf irgendwelchen Dogmen, sondern ist einfach Nachfolge Christi. Kein Ritus irgendwelcher Art kann den Menschen erlösen, sondern nur der Dienst des Bruders am Bruder in der Liebe:

> Wenn du vor deinem Richter stehen wirst, wird er dich nicht fragen, welcher Konfession du angehört hast, noch was du jährlich an Kirchensteuer bezahlt hast; sondern er wird dich nach mir fragen. Wenn du ihm vorweisen kannst, daß ich durch dich besser geworden bin, als ich es je ohne dich geworden wäre, so wird dein das Segenswort sein: Ei du frommer und getreuer Knecht! Was ihr getan habt einem unter diesen geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir getan. Das ist die Heilslehre der Bruderschaftsbewegung.

Kann man sich ihrer schlichten, kindlichen Kraft durch das Urteil entziehen, das sei Pelagianismus? Paulinisch ist es gewiß nicht, aber ist es nicht primitiv evangelisch? Gewiß ist es einseitig und oberflächlich ausgedrückt, wenn Tom Sykes sagt, der Glaube der Bruderschaftsbewegung sei es, daß Christus ein Sozialreformer, ein Heiland der menschlichen Gesellschaft gewesen sei. Aber wird nicht klar, wie das gemeint ist, wenn er weiter sagt: „Wenn ein Glied leidet, sei es durch Krankheit oder Mangel, so ist der ganze Leib beschädigt und gefährdet. Deshalb sind Wohnungsreform, Kinderfürsorge, industrielle Neuordnung und alle ähnlichen Fragen und Probleme ein Aufruf an die religiösen Kräfte im Lande"? Solcher Gestalt — rational, ethisch, universalistisch und aktivistisch — ist das Christentum der Bruderschaftsbewegung. Aber es wäre falsch, ihm den genuin christlichen Charakter abzusprechen, weil durch seinen Aritualismus die Katholiken und durch seinen Adogmatismus die orthodoxen Protestanten zur Kritik herausgefordert werden und weil selbst dem liberalen Protestantismus hier zu wenig gesagt wird. Überdies wird in Wirklichkeit mehr geglaubt als gesagt, nicht nur von den Arbeitern, die gerne ihre Dogmatik an die Stelle der kirchlichen setzen, sondern auch von den vielen methodistischen, presbyterianischen und anglikanischen Geistlichen und Laien, die der Bewegung angehören. Vielleicht wäre es daher richtiger zu sagen, daß die einfachen Linien des Glaubens der Bruderschaftsbewegung nur den allgemeinen Boden darstellen, auf dem sich die Anhänger der verschiedensten kirchlichen und außerkirchlichen Richtungen zusammenfinden können.

Damit aber kommen wir zu dem ökumenischen Charakter der Bewegung, d. h. ihrer Fähigkeit, die Anhänger der verschiedensten Kirchen zu brüderlicher Gemeinschaft zu vereinigen. In den Satzungen heißt es: „Die Bewegung ist interdenominationell." Aber das scheint mir zu wenig zu sagen. „Interdenominationell" oder „interkonfessionell" heißt nur, daß man auf die konfessionellen Unterschiede keinen Wert legt, während wir die positive

Zusammenarbeit verschiedener Denominationen als „ökumenisch" bezeichnen gelernt haben. Allerdings ist es dies nur in dem Sinne von Stockholm, während Lausanne das Wort mit dem noch tieferen Inhalt wirklicher kirchlicher Einigung (oder Einheit der Kirchen im Tiefsten) gefüllt hat. In diesem vollen Sinne kann das Wirken der Bruderschaftsbewegung noch nicht als ökumenisch bezeichnet werden — obwohl es vielleicht durch den Gedanken der Bruderschaft aller Christen in der Konsequenz des Programms liegt — wohl aber in dem Stockholmer Sinne, daß man unter Beiseitelassung der dogmatischen und zeremoniellen Unterschiede in dem praktischen Christentum der Bruderliebe eine Möglichkeit zur Zusammenarbeit von Vertretern der verschiedenen Denominationen findet. Nur wenige Beispiele dafür. So erzählte mir der Generalsekretär von der Bruderschaft einer kleinen Stadt in Oxfordshire, in deren Versammlung er einst gesprochen habe unter Anwesenheit des anglikanischen Ortsgeistlichen sowie eines Baptistenpfarrers und eines Methodistenpredigers aus derselben Stadt. Am Ende der Versammlung habe der Anglikaner zu ihm gesagt: „Sie wissen, daß ich Ihrer Bewegung am Anfang mit Mißtrauen gegenüber gestanden habe. Aber seit ich sie kennen gelernt habe, weiß ich, daß es eine gute Sache ist." Ähnlich habe sich der Methodist geäußert. Von einer anderen Bruderschaft hat er mir erzählt, in deren Versammlung die Geistlichen der Stadt reihum die Schriftlesung übernehmen, ungeachtet ihrer Denomination. Einmal leitete der anglikanische Ortsgeistliche die Versammlung und der kongregationalistische Pfarrer derselben Stadt hielt die Ansprache. Sehr eindrücklich war es mir bei einem Besuch der großen Northend-Brotherhood in Croydon bei London, als gerade der mir von Lausanne her bekannte Ortsgeistliche Canon Woods, der Bruder des Bischofs von Winchester, die Ansprache übernommen hatte, daß er von dem Präsidenten der aus allen Denominationen bestehenden Versammlung als „unser Pfarrer" sehr herzlich begrüßt wurde. Selbstverständlich bewirkte dies vor allem die Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes, aber man muß sich an die englische Kirchengeschichte seit der Reformation erinnern, um die große Bedeutung der Tatsache zu erkennen, daß dies zur Anwendung des Begriffes „unser" führte. — Von einer Bruderschaft aus der Fabrikstadt Wolverhampton mit über 1000 Mitgliedern wird berichtet, daß ihre Versammlungen aus Mangel an einer anderen ausreichenden Räumlichkeit in einem großen Saale der Methodisten stattfinden: bereits „2 (anglikanische) Bischöfe und 9 andere Geistliche der englischen Staatskirche, 5 Wesleysche Methodisten, 3 Amerikaner, sowie Geistliche und Laien fast jeder anderen Denomination" haben in ihm gesprochen. Statt daß die Denominationen sich die Mitglieder gegenseitig abspenstig machen und nur Schafe für ihre Hürde zu gewinnen suchen, arbeiten sie hier gemeinsam an der Vergrößerung der ökumenischen Kirche.

Damit ist die Frage nach dem Verhältnis der Bruderschaftsbewegung zur Kirche schon teilweise beantwortet. Man darf vielleicht den Satz aufstellen: Einerseits hilft die Bewegung den Kirchen, anderseits ist sie selbst eine Kirche. „Die Kirchen sollen sehen, daß wir bemüht sind, ihnen bei ihrer schwierigen Aufgabe beizustehen", heißt es einmal im Outlook (Jg. 8, 221). „Wir sind keiner Kirche Gegner, vielmehr sind wir die Verbündeten aller Kirchen", heißt es in der Neujahrsbotschaft des Präsidenten von 1928 (Outl. 8, 247). Wie jedoch aus der obigen Darstellung ihrer religiösen Grundhaltung hervorgeht, übt die Bewegung Kritik an allem bloß Formelhaften, rein Dogmatischen oder Zeremoniellen in der Kirche, ja sie ist schon durch ihr bloßes Dasein ein Bußruf an diese. So konnte es der Präsident von 1913, Rev. Sylvester Horne M. A., M. P., auf der Jahresversammlung wagen, die Bruderschaftsbewegung einen „neuen Protestantismus" zu nennen — eine Bemerkung, die im Hinblick auf die religiöse Zukunft des Proletariats vielleicht noch einmal prophetische Bedeutung bekommen kann. Über das Verhältnis der Kirchen zur organisierten Bewegung schreibt mir der Generalsekretär:

Die Haltung der Kirchen ist im allgemeinen freundlicher als vor dem Kriege, wohl vor allem deshalb, weil die jüngeren Geistlichen selbst im Kriege waren und die Notwendigkeit einer Organisation wie der Bruderschaftsbewegung zur Wiedergewinnung der Kirche entfremdeter Männer einsehen. Die Bewegung ist hauptsächlich in den Freikirchen lebendig, doch gibt es auch eine Anzahl hervorragender Beispiele von Zusammenarbeit mit der Staatskirche. Keine besondere Denomination ist für die Entstehung der Bruderschaften verantwortlich, doch scheinen die Wesley'schen Methodisten neuerdings den Wert von Bruderschaften in Verbindung mit ihren Central Missions in besonderem Maße zu schätzen.

Gewiß, eine beträchtliche Anzahl von Männern läßt sich an der Sonntagsversammlung ihrer Bruderschaft genügen und braucht kaum noch die kirchlichen Gottesdienste. Jedoch sind auch Fälle vom Gegenteil bezeugt. So schreibt z. B. ein Mitglied einer Bruderschaft an den Leiter:

Der einzige Grund, warum ich aus der P. S. A.-Bruderschaft austrete, ist der, daß sie mich zu meiner Kirche zurückgeführt hat, in der ich mich seit langem nicht mehr sehen ließ, und ich nun fühle, daß ich mit Gottes Hilfe dort nützlich sein kann. Doch sei es der Bruderschaft zum Zeugnis gesagt: Gott sei gedankt für die große und edle Arbeit, die sie tut. ...

Offenbar gibt es also auch Fälle, in denen einem Menschen die Bruderschaft nur zum Vorhof der Kirche wird, in dem er nicht meint bleiben zu können, nachdem er seine Kirche wieder betreten hat. Wäre die Bruderschaftsbewegung fähig, einen so selbstlosen Dienst zu tun, und könnte sie dabei bestehen? Hier liegen noch ungelöste Probleme.

Der Charakter der Bewegung als Kirche für sich kommt am stärksten darin zum Ausdruck, daß die Sonntagnachmittag-Versammlungen, die in weitaus den meisten Bruderschaften im Zentrum ihres Lebens stehen, durchaus Gottesdienste in freier Form sind, als welche sie auch meistens bezeichnet werden (service). Ihre Ordnung ist fast überall in großen Zügen dieselbe: Eingangslied, Schriftlesung, Lied, freies Gebet (und Vaterunser), Lied oder Solo, 5 bis 10 Minuten Ansprache des Leiters (der möglichst jeden Sonntag wechselt), geschäftliche Mitteilungen des Sekretärs, (Kollekte), Solo, Ansprache von etwa 20 Minuten, Solo, Dankesworte des Leiters an den Redner, Schlußlied (Segen). Dies ist eine teils vereinfachte (nur eine Schriftlesung, alles kurz), teils (durch musikalische Darbietungen) ausgestattete Form der in England allgemein üblichen Gestalt des freikirchlichen Gottesdienstes. In fast allen größeren Bruderschaften ist ein aus Mitgliedern gebildetes Orchester vorhanden, das eine Viertelstunde vor Beginn, während der Kollekte und am Schluß der Versammlung spielt, sowie die Lieder begleitet, also genau die Funktion der Orgel ausübt. Für die Art der Musik genügt es, daß sie gute und ernste Musik ist, jedoch wird Kirchenmusik — wenigstens bei den stets vorhandenen Solis — bevorzugt.

Wo der Leiter der Versammlung nicht wechselt, betraut man mit der Schriftlesung verschiedene Brüder oder ehrt damit hervorragende Gäste. So las in der oben erwähnten Versammlung von Croydon der Bürgermeister, der gerade Mitglied geworden war, das Gotteswort. Die Ansprachen haben nicht immer religiösen Charakter. Im Grunde darf der Redner über Alles sprechen, außer über Politik; aber es soll alles doch von religiösem Geiste getragen sein. Hier scheinen mir die Erfahrungen eines der alten Führer der Bewegung bezeichnend zu sein, die er bereits im Handbuch von 1907 mitteilt:

Ich dachte zuerst, daß ich meine Leute am besten zusammenhalten könnte, wenn ich gelegentlich für Ansprachen über Arbeiterfragen oder sozialistische Probleme sorgte. Aber am Ende einer solchen Versammlung kam eine Abordnung der Brüder zu mir und sagte: „Leiter, fordere diesen Redner nicht wieder auf; wir

hören übergenug davon in unseren Werkstätten. Sonntags aber wollen wir etwas hören, das uns wirklich gut tut." Auf Grund dieser Erfahrung sage ich gewöhnlich zu den Rednern, die mich fragen, worüber sie reden sollen: „Fangen Sie an, wo Sie wollen, aber enden Sie bei Christus. Nehmen Sie keinen Schrifttext, das würde einen zu formellen Eindruck machen, aber gründen Sie Ihre Ausführungen auf die Schrift und zitieren Sie die, soviel Sie können. Scheuen Sie sich vor nichts Menschlichem."

Entgleisungen ins Weltliche werden bald als solche empfunden und daher entweder überwunden, oder sie führen erfahrungsgemäß zum Niedergang. Alles propagandistische oder demagogische Reden sucht man dadurch vollständig zu vermeiden, daß man sich bemüht, gute und anerkannte Redner zu gewinnen. Dabei scheinen die Geistlichen führend beteiligt zu sein, doch sprechen auch geistige Führer aus wissenschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und literarischen Kreisen: Es ist bezeichnend für England, wo religiöse Gleichgültigkeit noch nicht zum guten Ton gehört, daß alle solche Führer in der Lage sind, ja es als selbstverständlich betrachten, den christlichen Standpunkt zu vertreten. So hat man bei einer guten Bruderschaft den Eindruck, daß das Apostelwort erfüllt ist: „Dienet einander, ein Jeglicher mit der Gabe, welche er empfangen hat!"

Zu alledem kommt: Man kennt und begrüßt sich. Und die Bruderschaft beschränkt ihre Betätigung nicht auf die Sonntagsversammlungen. Ihr Geist muß, wenn er echt ist, sich in einer Fürsorge für einander auswirken. So hat das soziale Wirken besonders seit dem Kriege wachsende Bedeutung gewonnen. Unmittelbar aus den Versammlungen heraus entstand das System der Hausbesuche. Da am Eingang in den Saal Mitgliederlisten aufliegen, in die man sich eintragen läßt, ist jeden Sonntag genau festzustellen, wer die Versammlung versäumt hat. Früher verteilte man an die, welche die höchste Frequenz aufzuweisen hatten, Preise. Diese Sitte ist jedoch — mit dem Wachsen der religiösen Verantwortung — allmählich so gut wie vollständig verschwunden. Aber genaue Statistik der Anwesenheitslisten ist geblieben. Die Säumigen werden im Laufe der Woche besucht. Liegt Krankheit vor, so wird der Besuch wiederholt und für Hilfe gesorgt. In großen Bruderschaften entwickelt sich daraus geradezu eine geordnete Seelsorge und Armenpflege. Schließlich wird nicht nur für die Armen gesorgt, sondern durch Masseneinkauf für alle Brüder. Man wählt einen Ausschuß für sozialen Dienst (Social Service Department). Man erzieht zum Sparen durch Errichtung eigener Krankenkassen und Sparkassen. Von einer Bruderschaft in einer der übelsten Fabrikstädte im Black Country (Stoke-on-Trent) wird mir erzählt, daß sich die von ihr errichtete Sparkasse einer großen, weit über den Mitgliederkreis hinausgehenden Beliebtheit erfreue. Im Vorjahre seien 80 000 Mark eingezahlt worden (überwiegend von Arbeitern!), obwohl es ein schlechtes Jahr gewesen sei. Viele Arbeiter zahlen wöchentlich eine kleine Summe ein — Annahme erfolgt eine halbe Stunde vor und eine halbe Stunde nach der Sonntagsversammlung — und schaffen sich so entweder Rücklagen für Notfälle oder sparen sich eine kleine Summe für die Woche bezahlter Ferien, die in jener Stadt allen Arbeitern der dortigen Keramikindustrie gewährt wird. Denn die Fabriken schließen im August eine Woche. Viele könnten mit diesen Ferien nichts anfangen, wenn sie nicht von der Bruderschaftskasse ein hübsches Sümmchen abheben könnten. Denn in England gibt es keine Städtischen Sparkassen. Ein damit verwandter Brauch in vielen Bruderschaften ist, durch wöchentliche Einzahlung eines Pennys (8 Pfennige) in eine Bücherkasse das Recht zu erwerben, nach Ablauf einer bestimmten Zeit sich ein Buch wählen zu dürfen. Ein junger Arbeiter erzählte mir, daß er sich so eine kleine Bibliothek verschafft hätte. Allerdings wird auch darüber geklagt, daß manche Verleger sich diese Gelegenheit eines Massenabsatzes von billigen Büchern zunutze machen, um alte Bestände minderwertiger Bücher loszuwerden. Es fehlt hier oft auch an der nötigen Schulung der Bücherwarte und Geschmackserziehung der Bücherspärer.

Der Pflege guter Kameradschaft und echter Geselligkeit dienen Sportgruppen, Lesezirkel, Debattierklubs — deren ich einen von außerordentlicher geistiger Lebendigkeit kennen lernen durfte — Billardklubs und so fort. Das Wertvollste daran ist, daß sich hierbei die aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen stammenden Mitglieder kennen und verstehen lernen. Denn obwohl die große Mehrheit der Mitgliederzahl aus Arbeitern besteht, sind doch auch Angestellte, Beamte, Geistliche, Ärzte, Juristen, Kaufleute, Unternehmer, Lehrer und Dozenten vertreten.

Dem persönlichen Einfluß der Brüder aufeinander ist es neben der Wirkung der Sonntagsversammlungen vor allem zu danken, daß sich so viele persönliche Wandlungen vollziehen, deren Wirkung auch auf die Familien deutlich spürbar ist. Schon im Handbuch von 1907 heißt es:

> Die Wirkung auf die Heime der Arbeiter ist besonders hervorragend und heilsam. Wo Frau und Kinder sich zu ducken pflegten beim Schritt des heimkehrenden Gatten und Vaters, da ist jetzt freundliche Begrüßung; wo die Kleider in Fetzen und die Nahrung knapp waren, da ist nun Ordnung und Sauberkeit; wo Fluchen und schändliche Worte herrschten, da hört man nun Singen frommer Lieder und Familiengebet.

Zu einem solchen Zeugnis kommen viele Bekenntnisse persönlicher Wandlungen tiefster Art bis in die jüngste Zeit hinein (vgl. die Zeitschrift). Das ist soziales Wirken im biblischen Sinne, das ist der beste Beweis für die religiöse Kraft der Versammlungen und der Persönlichkeiten der Brüder.

So ist es kein Wunder, daß viele Bruderschaften auch über den Kreis ihrer Mitglieder hinaus ein für das öffentliche Leben bedeutsames soziales Wirken entfalten. Es wird von viel Kleinarbeit im Unterstützen von Krankenhäusern und Armenhäusern berichtet, die man besucht oder denen man das Orchester zur Verfügung stellt. Man kümmert sich um entlassene Strafgefangene. Man bemüht sich um die Jugend. Das Social Service Department gibt Anregungen wertvollster Art. Der Wohnungsnot, besonders in den Slums Ostlondons, haben sich die Londoner Schwesternschaften anzunehmen begonnen. Am 30. September v. J. hielten sie eine Konferenz ab, auf der von ihrer Einzelarbeit im Besuchen der Slumviertel berichtet wurde. Besonders beachtenswert scheint mir die dabei geleistete Arbeit einer energischen Frau zu sein, die entweder selbst eingriff, z. B. wo Anleitung zu richtiger Hauswirtschaft notwendig erschien, oder den zuständigen Behörden (Gesundheitsamt, Wohnungsamt) von Übelständen Mitteilung machte, die sie nicht selbst abstellen konnte. — Immer wieder erheben sich Proteste Einzelner und von Bruderschaften gegen das infolge der Hunderennen besonders überhandnehmende Wettunwesen*). Das S. S. D. setzte für das Jahr 1925/26 eine Untersuchungskommission ein, die einen knappen Bericht veröffentlicht hat, der die Tatsachen ins Licht stellt und Abhilfemaßnahmen vorschlägt. — Geradezu selbstverständlich ist es, daß man für die Arbeitslosen eintritt. Im Herbst vorigen Jahres, als sich ein großer Demonstrationszug von Arbeitslosen nach dem Parlament begeben wollte, jedoch die für solche Fälle gesetzlich festgestellte Bannmeile nicht überschreiten durfte, da half die Bruderschaftsbewegung der Menge zu einem geordneten Ausdruck ihres Protestes und ihrer berechtigten Forderungen durch Veranstaltung einer Versammlung im City Temple, bei der man eine Resolution in versöhnlichem Sinne faßte. Ein Bild von dieser Versamm-

*) Hier muß angesichts des vergeblichen Kampfes, den die englischen Kirchen gegen die schon zu weit entwickelten Hunderennen führen, darauf aufmerksam gemacht werden, daß die deutschen Kirchen ihre warnende Stimme jetzt schon erheben sollten, da diese Hunderennen gerade in Berlin eingeführt worden sind.

lung zeigte eine Kirche, an deren Empore rund herum die Fahnen und Plakate des Demonstrationszuges zu sehen sind. Damit wurde dokumentiert, daß die Kirche eine Zufluchtsstätte der Notleidenden, ein Forum für die berechtigten Klagen der Unterdrückten ist. Und in der Tat: was auch immer die wirtschaftliche Ursache der Arbeitslosigkeit sein mag, solange noch soviel Geld für Wetten ausgegeben wird, solange noch so viel Wohlstand herrscht, muß etwas geschehen können, um jene Not zu verhindern. — Das Ideal der Weltbruderschaft macht es der Bewegung zur Pflicht, auch für den Weltfrieden einzutreten. Das geschieht in verschiedener Weise. Im November 1927 faßte der Nationalrat eine Resolution, in welcher die englische Regierung ersucht wird, energischer und rückhaltloser für Entwaffnung und Schiedsgerichtsbarkeit einzutreten. Am 22. November 1927 hielt man eine große Friedensdemonstrationsversammlung im City Temple in London ab, bei der Ramsay Macdonald eine ausgezeichnete Ansprache hielt. Der ursprünglich als Siegesfeier eingerichtete Waffenstillstands-Feiertag, der von der Mehrheit des englischen Volkes nur noch dem Andenken der Gefallenen gewidmet wird, ist für die Bruderschaftsbewegung ein Anlaß, für Völkerversöhnung einzutreten. — Das Bedeutsamste jedoch, das die Bewegung seit dem Kriege an sozialer Arbeit geleistet hat, ist ihr Wirken für den industriellen Frieden. Auf der letzten Jahresversammlung hielt der bekannte Arbeiterführer Philipp Snowden, M. P., einen Vortrag über dieses Thema, der einen solchen Anklang fand, daß man sich dazu aufgerufen fühlte, für diese Sache sich besonders einzusetzen. Ein führender Kopf der Londoner Bruderschaften hatte den Gedanken einer Konferenz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, für den sich der Oberbürgermeister (Lord Mayor) von London so begeisterte, daß er eine solche Konferenz in das „Rathaus" (Mansion House) berief. Sie tagte am 17. Oktober 1927 unter Beteiligung führender Industriebarone, u. a. des Direktors der Vereinigten Chemischen Werke, Sir Alfred Mond, und von Gewerkschaftsführern, sowie einer Anzahl von Parlamentariern und Geistlichen. Der Oberbürgermeister, der das Präsidium führte, betonte in seiner Eröffnungsrede ausdrücklich, daß man diese Konferenz der Bruderschaftsbewegung verdanke. Damit wurde vor der Öffentlichkeit ein höchst bedeutsames Zeugnis abgelegt für die Möglichkeit brüderlicher Aussprache zwischen den sozialen Parteien, das wohl noch seine Früchte zeitigen wird. Es finden bereits unter Führung des inzwischen in den höheren Adelstand erhobenen Sir Alfred Monds weitere Unterredungen der Arbeitgeber mit den Gewerkschaften statt. Die Bruderschaftsbewegung hat am 8. Januar 1928 einen Sonntag dem industriellen Frieden besonders gewidmet, an dem ein Manifest ins Land hinausging. Außerdem sind eine Anzahl lokaler Konferenzen der erprobten Art geplant. So wirkt die Bewegung in besonderem Maße für die Überbrückung aller sozialen Gegensätze: der Klassen, Nationen und Konfessionen.

Wir dürfen daher als das Ergebnis unserer Untersuchung, die den entschieden christlichen Charakter und das soziale Wirken der Bruderschaftsbewegung herauszustellen vermochte, dies bezeichnen, daß mit der Bruderschaftsbewegung ein bedeutsamer, bisher in Deutschland noch wenig beachteter Zweig der christlich-sozialen Bewegung entdeckt worden ist, über dessen Bedeutung auch in England weithin noch völlige Unklarheit herrscht. Gewiß kann darüber jetzt noch nichts Abschließendes geurteilt werden, da das Schicksal der Bewegung nicht entschieden ist. Doch hat mir die Teilnahme an der diesjährigen Jahresversammlung in Sheffield den Eindruck bestätigt, daß der hier vorliegende Versuch, der Entkirchlichung der Gebildeten und des Proletariats entgegenzuarbeiten und eine Wiedervereinigung dieser Volksklassen auf dem gemeinsamen Boden eines schlichten Christentums der Brüderlichkeit zu erreichen, bisher so viele, wenn auch bescheidene Erfolge erzielt hat, daß er als hoffnungsvoll bezeichnet werden darf.

Es wird nun sicher die Frage erhoben werden, ob wir in Deutschland diesen Versuch nachahmen sollen. Ich halte diese Formulierung der Frage für falsch, da wir selbstverständlich nichts einfach nachahmen wollen. Aber es bleibt doch zu bedenken, daß die Tatsache der europäischen Einheitskultur, der wir heute unzweifelhaft gegenüberstehen, uns verbietet, an einem in einem anderen europäischen Lande — und in Verfolg davon bereits auch in anderen Ländern — mit einem gewissen Erfolg unternommenen Versuch zur Lösung des allen Ländern unseres Kulturkreises gemeinsamen Problems einfach vorbeizugehen. Dazu kommt, daß hier in mancher Hinsicht eine Parallele zu unserem kirchlichen Vereinswesen vorliegt, die einen offenbar viel erfolgreicheren Weg geht, meines Erachtens vor allem deshalb, weil hier nicht innerhalb der Kirchen, sondern unabhängig von ihnen, aber mit ihrer Unterstützung gearbeitet wird. Diese Vermutung wird bestätigt durch die Beobachtung, daß die der nationalen Organisation nicht angeschlossenen kirchlichen Bruderschafts- und Schwesterschaftsvereine an Lebendigkeit mit den außerkirchlichen nicht vergleichbar sind, ja daß sie durch ihre Öde die ganze Bewegung kompromitiert haben. Das Erfolgreiche ist die Laienführung unter freier Mitarbeit der Geistlichen. Hier scheint mir die auch für uns wertvolle Anregung vorzuliegen, deren Ausführung auch zu einer Entlastung der Geistlichen führen würde, die ihnen erlauben würde, sich auf die ihrer theologischen Vorbildung gemäße Amtsfunktion zu konzentrieren. Jenen freien Vereinen könnten sie dann frei durch Wortverkündigung dienen. So könnte von dieser Bewegung eine neue Befruchtung auch unseres kirchlichen Lebens ausgehen.

Gießen-Birmingham Justus Ferdinand Laun

Zur Bildung evangelischer Staatsparteien

1. Intermezzo

In Nr. 11 erwog ich „nach den Wahlen" ebenso ruhig wie interessiert das Aufkommen der neuen „christlichen" Parteien im Reich. Von der „Christlich-nationalen Bauernpartei" bemerkte ich dabei: sie führe „ihr Beiwort ‚christlich' entweder in antisemitischem Sinne, oder wie die Christlichen Gewerkschaften sich beiläufig christlich nennen: der Ton liegt darauf nicht" (Sp. 540). Die hier hervorgehobenen Worte waren damals keineswegs gesperrt, sie sollten nur meine Meinung gegenüber der Christlich-nationalen Bauernpartei durch den Hinweis auf eine bekannte Tatsache illustrieren. In welcher Hinsicht, sagt ganz klar der Satz: „der Ton liegt darauf nicht". Es ist also meine Meinung gewesen, und ich habe sie ausgesprochen, daß auch an den Christlichen Gewerkschaften das Christliche nicht das Moment sei, auf welchem der Ton liege. Wir wissen alle, daß die Bedeutung der Christlichen Gewerkschaften in unserm öffentlichen (wirtschaftlichen und politischen) Leben eine große, gar nicht zu übersehende ist. Aber diese Bedeutung liegt ebenso offensichtlich nicht auf der christlichen, kirchlichen Seite. Das eigentümlich Christliche an ihnen tritt in der Praxis zurück hinter den (starken und wichtigen) profanen Tendenzen, denen die Organisation dient.

Jene Äußerung hat nun Herrn Gewerkschaftssekretär Georg Streiter in Berlin auf den Plan gerufen. Er hat mir die Pistole auf die Brust gesetzt: Beweisen Sie Ihre Behauptung! Zwei Briefe von ihm und einen von mir finde ich zu meinem Erstaunen in dem „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands" Nr. 16, und wen es interessiert, der kann sie dort nachlesen. Ich habe ein Eingehen auf sein Zur-Rede-Stellen durchaus nicht abgelehnt; nur hatte ich Andres zu tun, als nun eiligst diese „Beweise" heranzuholen, und fand es im Interesse der Diskussion viel einfacher, wenn er mir aus seiner reichen Praxis den Dienst getan hätte, seinerseits zu zeigen, wie der Ton für die Christlichen Gewerkschaften tatsächlich auf ihrer Christlichkeit liege. Ich hätte dann meinen Satz zurücknehmen müssen. Nun, ich werde ja Herrn Streiter, wie ich sehe, in Prag treffen [1]). Ich nehme an,

[1]) Das war in der Tat der Fall, hat aber zu keiner Aussprache geführt. — Nebenbei: hieraus ersehen unsre Leser, wie der Herausgeber auch seine eignen Manuskripte oft erst weit später herauszubringen vermag, als sie geschrieben sind.

daß er dafür nicht mitverantwortlich ist, wenn das „Zentralblatt" behauptet, ich hätte den Christlichen Gewerkschaften den „Vorwurf der Blasphemie (!)" gemacht.

Dafür aber, daß gegen die Christlichen Gewerkschaften der Vorwurf erhoben wird, es liege für sie nicht der Ton auf dem Worte „christlich", gibt es ja eine ganze Literatur. Es genügt für heute zu nennen: Dr. Erich Schmidt „Die deutsche Gewerkschaftsbewegung" S. 54—81 (Berlin SO 33, Hoffmannstraße 11, Verlag der Deutschen Vereinigung 1925) und F. Windolph, Vikar an der St. Josephskirche in Bochum „Das Christentum der christlichen Gewerkschaften", 187 Seiten (Berlin, Kaiserstraße 37, Kommissionsverlag des „Arbeiter" 1910).

Beim Evangelisch-Sozialen Kongreß hat uns früher die Frage wiederholt beschäftigt, wie wir uns zu den Christlichen Gewerkschaften stellen sollten. Es lag ja so nahe, schon um ihres Namens willen, mit ihr in ein besondres, andre Arbeiterorganisationen ablehnendes Verhältnis zu treten. Lic. Weber, später Alfred Jeremias waren Vertreter dieses Anspruchs. Die Bedenken dawider haben immer wieder überwogen. Wie das Verhältnis heute ist, weiß ich nicht. Aber wir wollen uns gerne einmal mit diesen verschiedenen Gewerkschaften beschäftigen. Nur, es eilt uns nicht, lieber Herr Streiter. Und mein so gar böse nicht gemeintes Wort auf Sp. 540 mag einstweilen ruhig so stehn bleiben. Einen frontalen Angriff auf eine so feste und in ihrer Art bewährte Institution, wie die Christlichen Gewerkschaften sind, hat es nicht bedeutet [2]).

2. Die evangelischen Parteien

Es handelte sich für mich damals „nach den Wahlen" nicht um die Christlichen Gewerkschaften, auch kaum um die Christlich-nationale Bauernpartei, sondern um die „Christlich-soziale Reichspartei", die „Evangelische Volksgemeinschaft" und den „Evangelischen Volksdienst". Es ist nicht leicht, diese Bewegungen zu verfolgen. Sie arbeiten vorläufig stark im Verborgenen. Wenn man nicht zufällig ihr Organ liest (und wer kann alle diese Blätter halten?), erfährt man wenig von ihnen. Nun hat uns Pfarrer Veller in Nr. 16 den Dienst getan, uns mit einem lebhaften „Entweder-Oder" in die Gedankengänge dieser christlichen Politiker einzuführen.

Freilich von der „Christlich-sozialen Reichspartei" spricht er nicht. Sie ist ja auch ihrem Ausgangspunkte nach katholisch, und Veller setzt sich für evangelische Politik ein. Immerhin, Nikolaus Ehlen und Vitus Heller [3]) sind ganz gewiß Männer, die wir, wenn irgendwen, als Träger christlicher Politik anerkennen müssen. Und es sind ja auch Evangelische, z. B. im „Mutigen Christentum", für sie eingetreten. Es sind unter den 110 406 Stimmen, die sie erzielten, gewiß eine ganze Anzahl evangelische. Ich bin aber über die Äußerungen dieser Gruppe seit den Wahlen leider nicht weiter unterrichtet.

Veller will eine rein evangelische Politik, ohne Fühlung mit den katholischen Christen. Er erwähnt, daß die „Reformationspartei" des D. Döhring nach den Wahlen sich wieder selbständig gemacht habe; sie würde diese Forderung erfüllen; aber er sagt uns nichts Näheres von ihr. (In unsrer Nr. 5 d. J. ist gerade sie sehr scharf charakterisiert und abgelehnt worden.) Veller selbst gehört zur „Evangelischen Volksgemeinschaft", die in Hessen und in Nachbargebieten 51 465 Stimmen erzielte [4]). Er versichert, daß die Bewegung „trotz großer Mißerfolge von Monat zu Monat stärker wird". Dabei schließt er sich und seine Partei eng zusammen mit dem „Christlichen Volksdienst" in Württemberg, dessen Auftreten ihm offenbar vorbildlich scheint [5]). Bei der Reichstagswahl brachte jener insgesamt 10 676 Wähler an die Urne; aber bei der Landtagswahl war er glücklicher und konnte drei Abgeordnete nach Stuttgart schicken. Keine Pfarrer, sondern Beamte: einen Rechnungsrat, einen Oberamtsrichter und einen Lehrer; ihr Programm entwickelte im Landtag Rektor Kling von Lorch.

Seine Rede soll man lesen. Sie hat etwas Rührendes in ihrer Unbefangenheit und Ehrlichkeit. Sie entwickelt eingehend den Staatsbegriff der Gruppe, indem sie den soziologischen, juristischen, sittlichen Staatsbegriffen den christlichen gegenüberstellt: er postuliert die absolute Autorität Gottes auch im Staatsleben. Es werden Folgerungen daraus gezogen im Großen (Versachlichung der politischen Arbeit) und im Einzelnen (Verhältnis zum Reich, Sonn- und Feiertage, Land und Gemeinden, Landwirtschaft, Handel, Steuern, Arbeiterfragen, Wohnung, Alkohol, staatliches Forschungsinstitut für gärungslose Früchteverwertung, Pflegestätte für unheilbare Trinker, Schmutz und Schund, Blindenfürsorge, Volksschule — für das in Württemberg nicht vorhandene achte Schuljahr! — Lehrerbildung). Schließlich ein Abschnitt: unsre Stellung zur Regierung. „In die Besetzung der Ministerposten haben wir uns nicht eingemischt." Aber es kam ein Mißtrauensantrag — „und damit standen wir vor dem Problem: Besetzung des Postens des Kultusministers." Die Entscheidung war notwendig noch vor dieser Programmrede. Rektor Kling enthielt sich der Stimme, seine beiden Genossen stimmten mit Nein und halfen damit dem bisherigen Staatspräsidenten Bazille ins Kultusministerium. Darüber hat sich die Partei böse Worte sagen lassen müssen. Es ist interessant, wie Rektor Kling sie und sich dagegen verwahrt. Er wünscht eine Verbreiterung der Regierung: die jetzige Basis sei zu schmal. Beifall rechts und im Zentrum folgt der Rede [6]).

Lehrreicher konnte nichts sein, als dieses Hineinstürzen des christlichen Idealismus in die drängende parlamentarische Praxis. Die drei Männer sahen sich plötzlich als das Zünglein an der Wage. Sie haben „ohne Menschenfurcht, aber mit Gottesfurcht", treu ihrem Volke, ihrem Gewissen und ihrem Gott ihre Stimme abgegeben — und Herrn Bazille zum Kultusminister gemacht. Das war die erste Tat der evangelischen Partei Württembergs, eine Tat von unmittelbar geschichtlicher Bedeutung.

Es ist hier nicht der Ort, über Bazille ein Urteil abzugeben. (Nur eben dies sei gesagt: für das achte Schuljahr ist er nicht.) Uns ergibt sich die Frage: War nun diese Haltung der Drei irgendwie Willensausdruck der evangelischen Christen Württembergs? Gerade am Kultusministerium haben diese doch alle, wenn sie nicht politisch blind und blöde sind, ausnahmslos ein Interesse. Nun verrät uns Veller (Sp. 772), daß sich die evangelische Partei Württembergs „auf den gewissenhaftesten Teil des evangelischen Volkes, auf die Gemeinschaften beschränkt." Das ist eine hochinteressante Aussage. Sicherlich, wer in der Staatspolitik die christlichen „Gemeinschaften" hinter sich hat, stützt sich auf ein festes, zuverlässiges Gebilde. Von Hause aus sind die Gemeinschaften unpolitisch. Ein Teil der alten württembergischen Gemeinschaftler (ich denke z. B. die „Hahnschen") sind es vermutlich heute noch. Aber weithin ist die Politisierung der Gemeinschaften Tatsache. Ein großes Verdienst daran hat Pfarrer Gauger mit seiner Wochenschrift „Licht und Leben". Ich meine das ganz aufrichtig. Allerdings vom Staats-, noch nicht vom Kirchen-Interesse aus. Er hat unentwegt und unerbittlich seinen Gemeinschaftschristen gepredigt, daß sie deutschnational wählen und arbeiten müssen. Immer mit reichlicher Begründung. Das ist ein Erziehungswerk, das er getan hat und tut. Ob seine Leute ihm und dieser speziellen Parole folgen, ob er selbst

---

[2]) Soeben geht uns zu: Geistige Grundlagen der christlichen Arbeiterbewegung. Von Elfriede Nebgen. Herausgegeben vom Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands. Berlin-Wilmersdorf, Christlicher Gewerkschaftsverlag 1928. 62 S. Ein Anlaß mehr, uns demnächst mit den Gewerkschaften näher zu befassen.

[3]) Heller redigiert „Das Neue Volk", Würzburg, Karthause 11 a. Wochenschrift. Ehlen's Organ sind die „Lotsenrufe" (Neue Folge der Großdeutschen Jugend), Velbert im Rheinland. Monatlich.

[4]) Organ: „Evangelische Warte". Wochenschrift. Verlag Weisenau bei Mainz, Viktoriastraße 9. Die Partei nennt sich auf dem Titel auch „Evangelische Partei Deutschlands".

[5]) Organ: „Christlicher Volksdienst". Wochenblatt. Verlagsort Korntal-Stuttgart. — In Bayern fielen bei der Landtagswahl dieser Liste 42 000 Stimmen zu, in Westfalen bei der Reichstagswahl über 10 000.

[6]) Im Sonderdruck erschienen und wohl beim Verlag des „Christlichen Volksdienstes" zu haben.

sie festhalten wird, ist ja eine andre Frage. Genug, der Staat des allgemeinen Stimmrechts, der allgemeinen Mitverantwortung, hat ein Interesse daran, daß alle Staatsbürger an die Urne gehen und dazu mit politischem Wissen und politischem Verantwortungsgefühl erfüllt werden. Diesen Dienst leistet auch der württembergische Christliche Volksdienst und was ihm verwandt ist.

Um noch bei dem Positiven zu bleiben: weshalb sollte aus dem Christentum unsers Volks unserm Staat keine Hilfe und Rettung erwachsen? Denn daß mit der Weimarer Verfassung die Sache nicht getan ist, versteht sich von selbst und offenbart sich praktisch zur Genüge. Einen solchen Anspruch kann aber auch keine Verfassung erheben. Sie ist ein Rahmen, sie ist ein Haus im Rohbau. Nun lebt und schafft darin, ihr Menschen! Darauf schimpfen hat gar keinen Wert. Ihr dürft auch ändern. Aber vor allem, richtet euch wohnlich und anständig darin ein. Ohne die ausgesprochenen Christen in Deutschland geht das nicht. Denn dazu gibt es ihrer doch zu viele. Warum also nicht in Reih und Glied treten? Warum nicht an die Front? Habt schöpferische Ideen, habt reine Energie — und das Reich wird euch zufallen!

Nur meint nicht, daß die Sache so einfach läge. Und daß Politik ein Handwerk sei, das man gar nicht erst zu lernen brauche. Immerhin, Mancher kann ja schwimmen, wenn er ins Wasser geworfen wird. Lernen muß er es schließlich auch. Es wird bei diesen Anläufen zu einer christlichen oder evangelischen Politik alles darauf ankommen, ob diese Christen nun wirklich neue, rettende Ideen haben und ob sie im Stande sind, sie auch wirklich in die Praxis des öffentlichen Lebens hineinzutragen. Das heißt augenblicklich auch: des parlamentarischen Lebens. Denn eine andre Staatsform als die der parlamentarischen Republik haben wir nicht und werden wir nicht so bald bekommen.

Es ist gewiß Raum für ein Neues. Aber bei allem Respekt vor den Gemeinschaften, bei aller Freude an ihrer vermehrten Rührigkeit in der Welt fehlt ihnen Eins: die Kraft, alles lebendige christliche Glauben und Wollen zu sammeln. Eine evangelische Partei, die nicht nur gelegentlich Zünglein in der Wage spielen, sondern öffentliche Macht sein will, muß vor allem eine einigende Gewalt in der Kirche selbst ausüben. Nun ist der zentripetale Zug heut stark in der Christenheit, stärker als der zentrifugale. (Trotz des Sprengstoffs in der neuesten Theologie.) Aber solange die württembergischen Christen sich noch nicht über die achtklassige Volksschule, die evangelischen Reichschristen sich nicht über das Reichsschulgesetz einigermaßen verständigt haben, ist eine geschlossene Partei unter dem Panier des Evangeliums unmöglich. Das nur ein Beispiel. Heute vertreten ausgesprochen evangelische Christen ihre verschiedenen politischen Ansichten in den verschiedenen politischen Parteien. Das ist ein durchaus möglicher Zustand, der die evangelische Kirche nicht zu gefährden braucht. Man findet sich eben auf anderem Boden immer wieder zusammen. Aber Eine Kirche vertreten von Einer politischen evangelischen Partei, das ist heute eine Unmöglichkeit, und vielleicht muß man sagen — wenn schon nicht ohne Schmerzen — eine glückliche Unmöglichkeit.

So erklärt es sich auch, daß die aufstrebenden Parteigruppen, für die wir uns interessiert haben und weiter interessieren, auf der ganzen Linie von verantwortlichen kirchlichen Instanzen keine Unterstützung, wohl aber vielfach deutlichen Widerspruch erfahren haben.

Marburg Martin Rade

Evangelische Politik

In Nr. 16 vom 18. August beschäftigt sich Karl Veller mit dem „Entweder-Oder in der Frage evangelischer Politik" für evangelische Theologen. — Abgesehen davon, daß der Aufsatz Vellers in jeder Beziehung Fragen berührt, die auch für den Laien dringend einer Antwort bedürfen, muß meines Erachtens jede derartige Äußerung eines Geistlichen von dem religiös interessierten Laien aufmerksam beachtet und kritisch gewertet werden, damit nicht auch die schicksalschwere Frage „Evangelische Politik" wieder von vornherein zum Ausgangspunkt tiefgehender Mißverständnisse wird.

Zunächst kommt es mir darauf an, klar herauszustellen, welches Ziel gerade wir evangelischen Christen, die nur noch ein dünnes Band mit ihrer Kirche verbindet, im Auge haben, wenn wir aus starkem religiösen Interesse heraus das Problem „Evangelische Politik" einer positiven Lösung zuzuführen streben; denn darin stimmen wir Veller bei, daß „das Problem wuchtig da steht und gebieterisch eine Lösung fordert". Aber schon im nächsten Augenblick weichen wir ab und gehen weiter, indem wir „es einmal öffentlich aussprechen", daß es für die evangelischen Theologen nicht nur „heute", sondern schon immer „nur ein deutliches Entweder-Oder in dieser Frage" gegeben hat, und daß es eine verhängnisvolle Unterlassungssünde der evangelischen Kirche war, dieses „Entweder-Oder" zu überhören.

Man überhörte es, weil man das Ziel einer evangelischen Politik lediglich aus der Perspektive irgendeiner Parteipolitik zu sehen, zu bejahen oder zu verneinen wußte, weil man die Größe des wahren Zieles, der Politik die Wucht einer christlich-religiösen Lebensauffassung überzuordnen, nicht erkannte und statt dessen im rein Gegensätzlichen des Wortes „Evangelisch" hängen blieb, wie es Veller heute noch zu tun scheint.

Veller gibt im Absatz 3 seines Aufsatzes eine Begründung für sein „Oder der Mitarbeit": „Die ganz neue Lage der Evangelischen Kirche. Ihre Schirmherren waren nicht mehr. Die Macht der Katholischen Kirche wuchs dank der fast überall entscheidenden Zentrumspartei ins Beängstigende. Für die Kleinen im Volk fand sich kein Schützer. Die nationalen Belange des deutschen Volkes waren rechte Stiefkinder geworden *)."

Aus dieser Begründung vermag ich nur den einen Schluß zu ziehen, daß sich für Veller das „Oder der Mitarbeit" an evangelischer Politik wieder in ein „Entweder des Verzichtes" wandeln würde, wenn die in seiner Begründung der neuen Lage der evangelischen Kirche aufgeführten „furchtbaren Gegebenheiten" sich abändern ließen, was dann ganz folgerichtig als Ziel seiner (Vellers) „Evangelischen Politik" aufzufassen wäre.

Diese pointiert und beschränkt evangelische Zielsetzung finden wir bei den beiden von Veller genannten Gruppen, der „Evangelischen Volksgemeinschaft" und der „Reformationspartei":

Beide sind, wie auch die Darlegung Vellers beweist, vorwiegend negativ und stark kulturkämpferisch eingestellt — eine Einstellung, die gerade im politischen Leben letzthin immer die eigene Bewegung vernichten muß, denn die in der Politik unerläßliche Zusammenfassung der Massen zu einem Machtfaktor vermag nur die Kraft einer Idee zu bewirken, die allein das Negative, den Kampf rechtfertigt. In unserem Fall hat denn auch der Wähler beide Gebilde unzweideutig abgelehnt und unsere These damit erwiesen; man hat im Volke völlig genug vom Kampf Aller gegen Alle, der durch den politischen Materialismus bedingt wird, und mit dem protestantisch-völkischen Motiv sind so wenig Geschäfte zu machen wie mit protestantischer Anti-Rom-Propaganda.

Und gerade in diesem Mißerfolg der beiden eben besprochenen Gruppen glauben wir einen schmalen Lichtstreifen im Dunkel der Entchristlichung und Entgeistigung des politischen Lebens zu sehen, besonders wenn wir den leider nur bescheidenen aber immerhin nicht abzuleugnenden Erfolg des „Christlichen Volksdienstes" dazu halten. Daß beim Volksdienst die konfessionelle Seite völlig in den Hintergrund tritt, ist ganz gewiß keine „Unnatur", wie Pfarrer Veller meint; sondern die Tatsache, daß der (Christliche Volksdienst" lediglich von den religiös-sittlich-sozialen Volksnöten ausgeht, vermag ganz allein den Erfolg der „Evangelischen Politik", die uns und unserem Volk not tut, zu verbürgen. Unbegreiflich, daß die Vorkämpfer einer „Evangelischen Politik" sich immer wieder selbst beschränken und einengen auf den Kampf im eigenen Lager innerhalb des Christentums; schwer verständlich, daß gerade evangelische Geistliche immer wieder den Kampf gegen „zerflossenen Internationalismus und Pazifismus" usw. für wesentlicher halten als den Kampf gegen das unser Volk bedrohende Heidentum.

*) Diese „furchtbaren Gegebenheiten", wie Veller sie nennt, bedürfen auch rein politisch-sachlich einer kurzen Beleuchtung: „Verlust der Schirmherren" brachte der Kirche die Freiheit vom Staat, eine neue Lage, die als beneidenswert anzusehen ist. Daß sich für die Kleinen im Volk kein Schützer fand, scheint mir keine wesentlich von der Vorkriegszeit veränderte Lage zu sein, obwohl man zugeben muß, daß hier mancherlei im Vergleich zu früher, als „die Schirmherren der evangelischen Kirche noch waren", besser geworden ist. Die Macht der Katholischen Kirche, bzw. des Zentrums? Zahlenmäßige Beweise (keine Ausnahmefälle) würden interessieren. Gewiß: Das Zentrum stellte in den zehn Jahren seit Weimar fünf Jahre sieben Monate den Kanzler, worum es von keiner Partei beneidet ward, und nach Ablauf dieser Zeit bekennt sich von einem Dutzend Staatssekretären ein einziger zum Zentrum, und von allen Ministerialdirektoren und Räten des Reiches gehören keine 10 % dem Zentrum an. — Was aber die angebliche Vernachlässigung der nationalen Belange mit der „ganz neuen Lage der evangelischen Kirche" zu tun hat, ist mir unerfindlich.

Ich nannte oben als Ziel unserer Evangelischen Politik, auch dem politischen Leben die Wucht einer christlich-religiösen Lebensauffassung überzuordnen. Dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn es gelingt, weiteste Volkskreise mit der Erkenntnis der Notwendigkeit einer religiösen Lebensauffassung zu durchdringen. Wer will im Ernst bestreiten, daß gewaltige Kräfte aller Art am Werke sind, der Welt und unserm Volk die Entbehrlichkeit jeder Religion plausibel zu machen, und daß eine erschütternd große Zahl unserer Volksgenossen Gott so fern ist wie es der vertierteste Zulukaffer mit seinem Götzenholzklotz kaum je war??

Ist es angesichts solcher fortschreitenden Entchristlichung angebracht oder auch nur entschuldbar, wenn sich die einzelnen Konfessionen innerhalb des Christentums auch nur mit eines Atemzuges Länge bekämpfen, wenn im Rahmen einer „Evangelischen Politik" auch nur ein einziger Schritt getan wird, der die allein nötige christliche Geschlossenheit gefährdet.

Veller sagt im Eingang seines Aufsatzes: „Nichts tut uns nötiger als eine Partei der anständigen Leute." Das soll ein Wort sein, das uns zusammenführt und zusammenhält, denn ich kann mir nicht denken, daß er diese Partei konfessionell gliedern will. Wir werden aber für diese Partei ein untrügliches Kennzeichen nötig haben, an dem wir den anständigen Menschen erkennen, und ich denke, wir lassen hier bei uns im deutschen Vaterlande das Kennzeichen, an dem wir die anständigen Menschen erkennen: das Bekenntnis zum Christentum sein. Es dürfte sich schwerlich ein sieghafterer Kampfruf für unsere evangelische Politik finden lassen, als der für das Christentum schlechthin, und ich denke, ein seiner inneren Stärke bewußter evangelischer Volksteil müßte mit tiefster Freude und Genugtuung zu diesem Bannerspruch greifen, um unter seinem Zeichen zu sammeln und zu einigen.

Man glaube mir: Das ist die Evangelische Politik, auf die Ungezählte im Lande hoffen und harren. Seht das Ziel, sucht den Weg — und euer ist die Zukunft!

Stolzenau, Weser Georg Sinn

Isländisches

Thule, Altnordische Dichtung und Prosa, herausgegeben von Felix Niedner. Jena, Eugen Diederichs, seit 1911. Bisher 22 Bände: Ältere Edda 2 Bände (Genzmer), Egil (Niedner), Njal (Heusler), Grettir (Herrmann), Lachsachentaler (Meißner), Gode Snorri (Niedner), Fünf Geschichten von Achtern und Blutrache: Hühnerthorir, Hörd, Gilli, Havard, Hochlandkampf (Heusler und Ranke). Vier Skaldengeschichten: Schlangenzunge, Björn und Thord, Kormak, Hallfred (Niedner). Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland: Seetaler, Finbogi, Thord und sein Ziehsohn, Ofeig, Thorhall Biermütze (Fischer und Vogt). Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland: Glum, Ljot, Lauterseer, Svarfadstaler, Rauchtaler (Ranisch und Lütjens). Sieben Geschichten von den Ostlandfamilien: Thorstein der Weiße, Waffenföhrde, Thorstein Stangenhieb, Gunnar Thidranditöter, Freysgode Hrafnkel, Droplaugsöhne, Thorstein Siduhallssohn (Neckel), Grönland- und Färingergeschichten: Erich der Rote [1]), zwei Grönlandgeschichten, Leute aus Floi, Fuchs der Listige, Schwurbrüder, Faröer (Mendelssohn), Snorris Königsbuch 3 Bände (Niedner). Norwegische Königsgeschichten, 2. Bond [2]): Sverrir, Hakon (Niedner), Orkadenjarle, Dänenkönige, Jomsburger (Baetke). Jüngere Edda: Gylfis Betörung, Skalda, Strophenverzeichnis, Grammatischer Traktat, Skaldenverzeichnis (Neckel und Niedner). Isländische Heldenromane: Völsungen, Ragnar Lodbrok, Nornagest, Hrolf Kraki (Herrmann). Thidrek von Bern (Erichsen). Ari, Landnama, Kristnisaga, Bischofsgeschichten (Baetke). Geb. 5 und 11 M.

Bauern und Helden, Geschichten aus Alt-Island, herausgegeben von Walter Baetke. Hamburg, Hanseatischer Verlag 1923/4, 2 Bändchen: 1. Glum der Totschläger; 2. Die Schwurbrüder.

Leopold Weber, Gisli der Waldgänger. Stuttgart, Thienemann. Geb. 2 M.

1

Die Isländergeschichten stellen einige Aufgaben, die nicht ganz leicht — einheitlich vielleicht überhaupt nicht — zu lösen sind. Einerseits nämlich sind die Nachrichten, die wir ihnen verdanken, so kostbar, daß wir sie gar nicht genau genug übersetzt bekommen können. Anderseits erfordert ihr Kunstwert etwas Anderes als eine bloße Übersetzung. Darüber spreche ich noch.

Was die Nachrichten angeht, man denke: altgermanisches Bauernleben auf der Kulturstufe etwa der Völkerwanderung in täglicher Arbeit, in Blutrache und Freundschaft, auf Seeraub und Heerfahrt, in Rechtsverfolgung und im Leben des Geächteten, im allmählichen Aufbau einer freien Verfassung und im erhitzten Kampf zwischen ihren Formeln, im Ballspiel, beim Pferdekampf, beim Skilauf und im Schwimmspiel, im Fabrizieren der gekünstelten Verse, im grimmigen wohlgefeilten Hohnreim, beim Bau des Tempels und bei der Bestimmung der Heiligkeit des Thingfeldes ... es gibt kein Lebens-, kein Tätigkeitsgebiet, wie es in einfachen Verhältnissen vorkommen kann, das nicht seine anschaulichen Belege in diesen Geschichten findet.

Dieser Bedeutung entsprechend ist nun endlich, nachdem jahrzehntelang bereits eine englische Übersetzung vorlag, auch eine deutsche erschienen, eine Gesamtübersetzung, von der man nun nur wünschen muß, daß sie wirklich vollständig wird, weil an eine Konkurrenzunternehmung, die etwa Fehlendes nachholen könnte, in alle Weite nicht zu denken ist. Ich spreche natürlich von „Thule". Es enthält zum Teil prachtvolle Übersetzungen. Leider ist die Redaktion des Ganzen recht flüchtig. Einige Bände z. B. enthalten Register der Ortsnamenverdeutschungen, andere nicht, einige führen Karten- und Zeittafelmaterial, andere nicht, kein einziger gibt einen Namennachweis, der doch ganz unabweislich nötig ist für eine Vollübersetzung gerade der Isländergeschichten mit ihren unabsehbaren Namenmassen. (Die Saga des Goden Snorri, eine der kürzeren z. B. bietet über 600 Namen!) Hoffentlich wird dies am Schluß des Ganzen nachgeholt, und hoffentlich dann auch die unzulängliche und langweilige Einführung Niedners ersetzt. Es gibt unter den Mitarbeitern des Unternehmens sehr viel lebendigere Kenner.

Auch die Frage der Skaldenübersetzungen scheint mir durch die Niednerschen Verdeutschungsversuche in keiner Weise gelöst. Über diese „Poesie" selbst hier nur dies, um überhaupt verständlich zu werden [3]). Sie ist absolute Entartung des eddischen Dichtstils. Als ursprüngliche dichterische Grundidee dieses Stils mag man etwa bezeichnen erstens: äußerste Plastizität, möglichst Alles soll durch eine Anschauung statt durch Begriffe gegeben werden. Und zweitens: daß alles zu bedichtende Erleben in eine Welt von Gold und Glanz, in die mythische Götterwelt, versetzt wird. Ich zitiere ein kurzes Beispiel: Der Skalde will von seiner Frau sprechen. Dafür ist zunächst eine Anschauung nötig, und zwar eine aus der Götterwelt, eine Göttin also, eine goldgeschmückte, sagen wir eine Göttin des Goldes. Göttin ist Begriff; nennen wir eine bestimmte: Hlin etwa, eine Asin aus dem Gefolge der Frigg, der Göttermutter. „Des Goldes": Gold im Göttermythus kommt als Beleuchtung der Säle des Meergottes vor, Feuer also des Meeres. „Meer" ist Begriff, geben wir eine Anschauung. Es ist der Boden, auf dem die Schiffe rennen, die Erde sozusagen des Schiffes. Schiff seinerseit also ein etwas, sagen wir ein Tier, anschaulicher: ein Elentier, das auf dem Wasser, bestimmter: dem Fjorde läuft. So kommt zustande: „Die Hlin des Feuers der Erde des Elentiers des Fjordes", und man sieht, wie das Streben nach äußerster Anschaulichkeit in sein Gegenteil umschlägt, eine Art allegorischer Rhetorik, wozu ein gewisser Grübelsinn von vornherein beigetragen haben mag.

Und nun schlage man, wo man will, die Bände auf, welche Verse in größerer Zahl enthalten, die Snorrischen Königsgeschichten zum Beispiel, und man findet Verse wie diesen:

> Je! vom Land mich jagt'st du / Jäh gern, Schildglanzfärber
> Mein' drum, Streitaxt's Mund du / Mußt, Einar, im Kuß nah'n.

Und auf solchen Häcksel stößt man immer wieder. Wie soll ein gewöhnlicher Menschenmagen das verdauen? Wen nicht ein besonderes wissenschaftliches Interesse zum genauen Studium der Skaldendichtung zwingt, der wird sehr bald das Lesen dieser Verse beenden. Ich meinerseits kann auch nur dazu raten, nachdem man sich durch einige Proben von ihrer Unmöglichkeit überzeugt hat. Dem wis-

[1]) Entdeckung Amerikas
[2]) Der erste Band steht noch aus
[3]) Ausführlich über sie in meinem Isländerbuch III, S. 169 ff.; Rätselbuch II, S. 86 ff.

senschaftlich an diesem Handwerk Interessierten aber würde ich raten, sich an den Urtext zu machen [4]).

An den Skaldenversübersetzungen rächt sich die Unsicherheit, mit der mehr als ein Diederichssches Unternehmen zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Einstellung schwankt und so keinem der beiden Bedürfnisse ganz Genüge tut. Es steht ähnlich zum Beispiel um die „Religiösen Stimmen der Völker", wo manche Bände einfach stumm bleiben, weil keine einzige der Stimmen in ihnen bis zum Sprechen gekommen ist. Man sehe unter diesem Gesichtspunkt den ägyptischen Band an, aber selbst auch einen dem Stoff nach so lohnenden wie den der Upanischaden. Sogar in die „Märchen der Weltliteratur" sind Bände geraten, die sehr wertvolle und brauchbare Quellensammlungen sind, aber als Sammlungen von Märchen überhaupt nicht ernst genommen werden können, wie auch wieder der ägyptische.

Eine wörtliche Übersetzung der Skaldenverse wäre gar wohl berechtigt, aber dann rein wissenschaftlich, und das würde hier bedeuten: in Prosa. Was für einen Wert aber es haben soll, den üblen Verrenkungen und Künsteleien des Urtextes in pseudodichterischer Form nachzukriechen, das weiß ich wirklich nicht, — das heißt, ich werde der Gerechtigkeit willen einen Gesichtspunkt nachher zur Sprache bringen, unter dem Andere im Stande zu sein scheinen, hier Schönheit, wenn auch vielleicht nicht eigentlich dichterische zu empfinden; mir gelingt das nicht. Ich finde, daß Werte, wie sie von uns als dichterisch empfunden werden können, dabei nicht erhoben werden, die wissenschaftlichen aber durch die Notwendigkeit, immer auch noch Rhythmus, Stabreim und wer weiß was noch alles zu präsentieren, schwer geschädigt werden müssen. Im Höchstfall können äquilibristische Kunststücke ans Licht befördert werden. Diesen Fall nehme ich für Niedner ohne Weiteres an.

Der Gesichtspunkt nun, unter dem einige Forscher, die sich sehr stark in diese „Kunst" eingelebt haben, wie Niedner, diese Verse würdigen können, mag immerhin derselbe sein, von dem aus auch die altnordischen Hörer selbst einen Wert in dieser Dichtung empfanden. Daß sie dichterische Werte fühlten, die auch uns als solche verständlich sind, zeigen die Sagaen [5]); aber es scheint, sie fühlten sie nicht als „Kunst", sondern mehr als Natur, etwa so, wie wir eine gesprächsweis vorgebrachte Geschichte. Diese Verse aber mit ihren abenteuerlichen Form- und Sinnverschlingungen mögen sie ähnlich schmuckhaft berührt haben wie die Tierleiberverschlingungen in der altgermanischen und noch romanischen Zierkunst. Da wären denn nun wohl besondere Erwägungen über die Grenzen zwischen Wort- und Bildkunst anzustellen, die nicht oberflächlich zu sein brauchten, aber hier unterlassen werden müssen. Es muß für uns die Feststellung genügen, daß uns ohne spezifische gelehrte Vorbildung diese Kunst tot bleibt, die romanische Zierkunst aber nicht. Immerhin sei darauf hingewiesen, daß künstlerische Endentwicklungen ähnliche Erscheinungen auch heute noch hervorbringen [6]). Davon abgesehen, also für ungelehrte Leser gesprochen, ist leider noch ein Anderes zu sagen: daß nämlich die wirklichen dichterischen Werte, die in der Skaldenkunst gar nicht etwa vollständig fehlen, durch diese angeblich dichterische Form gerade endgültig begraben statt aufgewiesen werden. Man könnte an sich gar wohl daran denken, sie auch für unsere Ohren zum Klingen zu bringen. Aber das wäre dann eine dichterische Aufgabe, die mit möglichst wörtlicher Übersetzung (vielleicht selbst vom Standpunkt der romanischen Zierkunst aus) nicht lösbar ist. Man müßte versuchen, das, was der nordische Hörer bei den kenningar, den mythischen Anspielungen, hörte, für unsere Ohren und unser Verständnis zum Ausdruck zu bringen. Aber das ist eben von vornherein keine wissenschaftliche Aufgabe.

Ich habe geglaubt, diese Ausstellungen gerade heraus machen zu sollen, eben weil ich das Unternehmen sehr ernst nehme und sehr hoch stelle. Es sind die gemachten Ausstellungen die, welche erfahrungsgemäß der Lektüre der Thulebände am meisten hinderlich sind. Um so mehr sei nun darauf hingewiesen, daß sie allesamt unwesentlich sind, sobald es sich darum handelt, so viele und so authentische Nachrichten als möglich zu sammeln über diesen Strom altgermanischen Lebens und Sinnens, der in diesen Erzählungen flutet, und der im Wesentlichen trotz allem doch auch in uns noch fließt. Man merkts am Zuruf des Innern, sobald man in Zusammenhänge kommt, in denen die besonderen Schwierigkeiten der Saga für längere Strecken fehlen, wie etwa im Njalsbrand (in der Njalssaga).

Jedenfalls: Die Sammlung ist da: die im eigentlichen Island spielenden Hauptgeschichten schon jetzt in ziemlicher Vollständigkeit, das Andere in wohlverbürgtem Versprechen. (Wobei ich doch eine Befürchtung auszudrücken nicht unterlassen will: Für die kleinen Episodengeschichten, die in die großen Königssagaen eingefügt sind, und unter denen sich einige der prächtigsten Erzählungsstoffe befinden, ist nur ein einziger Band vorgesehen; da muß man lebhafte Besorgnis für die Vollständigkeit haben.)

Bischofstein Arthur Bonus

[4]) Die wissenschaftliche Zuverlässigkeit Niedners in diesen Versübersetzungen vermag ich nicht nachzukontrollieren. Daß sie in der Prosa nicht über jeden Zweifel erhaben ist, mag folgendes erstaunliche Beispiel zeigen. An einer der für den Stil der Isländergeschichten wichtigsten Stellen wird erzählt, wie Egil Skallagrimssohn dem Angelsachsenkönig Adalstein in höchster Unzufriedenheit gegenübersitzt. Diese Unzufriedenheit wird im Sagastil durch sein Aussehen geschildert: „und als er so saß, zog er die eine Augenbraue zu den Haarwurzeln herauf, die andre auf die Wange herab." Hier bekommt Niedner es fertig zu übersetzen: „bis zum Kinn herab!" Natürlich springt dem Kenner das groteske Bild als irisch empfunden in die Augen. In den irischen Geschichten, die nicht realistische Erzählungen, sondern phantastische Heldenmärchen sind, könnte es so heißen: lieber freilich noch „bis an den Nabel!" Aber in der nüchternen nordischen Erzählung? Ist hier doch etwas von dem mitunter behaupteten starken Einfluß der irischen Erzählungskunst zu spüren? O nein, sondern das isländische „kinn" heißt gar nicht „Kinn". Es gehört vielmehr zu den nicht wenigen Worten, in denen der deutsche Sprachgebrauch andere Wege gegangen ist als der nordische. „Kinn" ist ursprünglich im Altgermanischen überall (auch im Deutschen!) gleich Backe, Wange. In den Isländergeschichten kommt es gar nicht ganz selten vor, auch in Zusammensetzungen und Namen, niemals in anderer Bedeutung als in der von Wange. Daß Niedner an einer so wichtigen Stelle dem bloßen Klange ins Ohre nach übersetzt, statt sich wenigstens durch das groteske Ergebnis aufmerksam machen zu lassen, ist immerhin eine nicht ganz geringe Flüchtigkeit.

[5]) So richtig Karl Lachmann 1816 in der Übersetzung der Erasmus Müllerschen „Sagaenbibliothek" (einer Inhaltsübersicht über die Sagaen) statt des jetzt gebräuchlichen undeutschen „Sagas".

[6]) Man vergleiche die „geheimnisvollen" Verschränkungen mancher Goetheschen Spätverse und ihre gravitätischen Nachbildungen im Stefan George-Kreis — um noch modernerer Erscheinungen nicht zu gedenken.

Friedrich Ludwig Jahn über den Sport

(Ansprache in unserer Schulgemeinde)

Trachtet danach, aus der Kleinheit zu wachsen
Und aus der Überlegenheit zur Demut zu gelangen.
Matth. 20, 28 (in einigen Handschriften)

Wenn der alte Jahn euch heute sähe, ob er wohl mit euch zufrieden wäre? Ich glaube: ja; das Herz wird ihm lachen, wenn er frühmorgens eure Übungen unter freiem Himmel sieht, und euer Schlagball- und Handballspiel und eure Staffelläufe. Er wird rufen: Das Elend ist vorbei, über das Goethe klagte, daß deutsche Jünglinge, wenn sie gelehrt sind, blaß, hohlbrüstig und auf schwachen Füßen einherkommen.

Aber Einiges wird der alte Jahn mit großem Zorne tadeln; er konnte auch sehr grob sein: „Da habt ihr nun braune Glieder und gute Muskeln, und Mutter hat euch

gut gefüttert, — aber nun seid ihr so weich, daß ihr gleich bei ein wenig Durst süßes Eis schlecken müßt und — Gummi kauen. Die Amerikaner mögen ja ein großes und schneidiges Volk sein. Aber ihr braucht nicht in all ihren Torheiten ihre Affen zu sein!

Und ein Spiel würde Jahn arg verspotten: Da bekommen die Burschen dicke Kniee, schweren Gang, hängende Schultern und toben umher wie Stiere, die immer zur Erde sehen, — und was für häßliche Kampfbilder gibt das Fußballspiel!

Und nun liest der alte Jahn einen Sportbericht. Ein Boxkampf wird beschrieben und abgebildet; neue Weltrekorde werden verkündet, im 200 und im 2000 Meterlauf; auch von einem Sechstagerennen; wie dabei die Radfahrer massiert und geatzt werden, damit sie als lebendige Maschinen weiterstrampeln. Mit einer Wichtigkeit wird davon geredet, als gelte es die Erforschung eines neuen Erdteils.

Jahn hält inne und sinnt nach. Wo ist so etwas schon mal dagewesen? Er kennt die Weltgeschichte gut. In der römischen Kaiserzeit, als eine alte Kultur dem Untergang entgegenwankte! Da haben sie sich für ihre Sportshelden Straßenschlachten geliefert; nun, die Leidenschaft der Massen bei den jetzigen Sportskämpfen kommt dem schon ganz nahe; und die Boxer gleichen ganz den Athleten in Caracallas Tagen; von denen wird berichtet, wie viel Pfund Bohnen und Speck sie nötig hatten, um in Stand gehalten zu werden.

Solches Treiben läßt schwere sittliche Verirrung erkennen. Wozu denn überhaupt Sprung und Spiel auf grünem Rasen? Wenn du sonngebräunt und muskelstark geworden bist, und die Lebenskraft in deinen Gliedern fühlst, — was sollst du denn mit dir anfangen? Ist es dein höchster Wunsch, auch mal mit Papageiengeschrei als Rekordmeister in den Zeitungen gefeiert und gepriesen zu werden? In achtzehn Monaten bist du wieder vergessen, und es kommen Andere an die Reihen — als Götzen des Publikums.

Erkennst du nicht, wie das alles ganz unschöpferisch ist? Was ist der Zweck deines Kampfspieles? Daß du die 300 Meter Strecke besiegst oder die 2000 Meterbreite eines niederdeutschen Binnensees? O ja, das ist an sich etwas wert, ein Sieg, an dem du dich freuen kannst. Und das Wertvollste, du besiegst dich selbst; du wirst ein Herr über deine Kräfte.

Aber willst du nun, ein freigewordener Herr, dich von deinem Klub wie ein Ausstellungslöwe verschicken lassen und in albernen Sportsartikeln wie ein Rennpferd beschrieben werden? Erkennst du nicht, was das für ein Irrsinn ist?

Beachtet, — nicht ich sage das, sondern der alte Jahn. Aber es ist wert, daß wir darüber nachdenken.

Und der alte Recke spricht weiter zu dir: Du sonngebräunter Jüngling, deine Aufgabe ist, nun in der Fülle der Kraft demütig zu werden. Am schönsten ist der Held in seiner Bescheidenheit. Deine Gesundheit und Kraft sollen dich in der brausenden Großstadt behüten vor der Lust am Nervenreiz und Rausch und Sinnenkitzel, zu gut für jene Parole: „Ich soll mich ausleben und mein Leben genießen." Dies Wort ist ein schäumender, süßer Trank, an dessen Grunde das bittere lähmende Gift gährt. Du gehörst nicht dir selbst, du bist ein Heiligtum und gehörst deinem Volke! Wie du bei den Freiübungen in einer der hundert Reihen gestanden, und es doch auf deine Pünktlichkeit und Schnelligkeit mit ankam, so sollst du in deinem Volke stehen, Einer unter den Tausenden, als ein Mitschaffender. Denn das ist wahres Leben: Freude fühlen im Schaffen und Freude im Ausruhen von der fruchtbaren Tat.

Ja, hole dir im Wind und Sonnenschein, im fröhlichen Kampfspiel immer neue Jugend, um recht im Leben dienen zu können. Und wenn dich der Reiz des Spieles nicht mehr fesselt, so übe die andere Kunst, in der die Deutschen die edelsten Meister sind, das Wandern.

Und wenn einmal dein Herze
An Gott und Treue verzagt,
Von eitlem Städtervolke,
Von Sorg und Sünd geplagt,
Dann greif zum Wanderstabe,
Zieh in die Freiheit fort!
Da spricht im tiefsten Busen
Dir Gott ein trostreich Wort.

Hamburg Walther Classen

Der Religionskongreß in Genf

Vom 12.—14. September fand in Genf ein Religionskongreß statt, zu dem der von der Stockholm-Lausanne-Prager Kirchenbewegung ausgehende Friedensverband insgesamt 125 inoffizielle Vertreter aller großen Religionen eingeladen hatte. Die Aufgabe war, sich auf die Wirkungsmöglichkeiten der gesamten religiösen Kräfte der Welt für den Frieden zu besinnen und einen Weltkongreß mit einer tausendgliedrigen Delegation für 1930 vorzubereiten mit dem Thema: „Was kann die Religion zur Aufrichtung des Weltfriedens beitragen?"

Einzigartig und bedeutsam an diesem Religionskongreß ist zunächst dies, daß hier zum ersten Male Menschen zu gemeinsamem Werk sich zusammentaten, die bisher einander feindlich gegenüberstanden und sich im Bewußtsein der Höhenlage und Missionsaufgabe ihrer Religion verketzerten oder in Missions-Feldzügen und -Wettstreiten zu übertreffen suchten. Es war ein ebenso wirkungsvolles wie für Viele erhebendes Bild, die Christen aller drei Konfessionen mit den Buddhisten, Juden, Mohammedanern neben Konfuzianern, Hindus, Sufisten, Parsisten, Shintoisten und Shiks zu gemeinsamer Beratung und auch in gemeinsamem Gottesdienst vereint zu sehen.

Aber schon hier konnten einem Bedenken, Fragen und günstigenfalls auch Aufgaben auftauchen. Denn wie nahe liegen in solchem Falle Verwässerung und Verwischung der religiösen Eigenart zu einer synkretistischen Mischreligion, die als intellektuelles Zwangsgebilde ohne wirkliches religiöses Leben ist und bleiben muß. Die von einem amerikanischen Professor aus den Heiligen Schriften der genannten Religionen zusammengestellte Liturgie muß als ein dankenswerter, aber doch mißglückter und nicht unbedenklicher Versuch angesehen werden, weil, von der äußeren Form einmal ganz abgesehen, darin der für eine derartige Gemeinschaft einfach selbstverständliche Geist der Ehrfurcht vor der Eigenart des Andern in keiner Weise zum Ausdruck kam. Es hatte einen sehr tiefen Grund, daß zwei Drittel dieses Gottesdienstes christliches Glaubensgut darbot und das Ganze mit einem Vaterunser geschlossen wurde. Und dieser Grund liegt nach unserer Meinung in dem verhüllten religiösen, nicht ganz entpolitisierten Machtanspruch der Amerikaner, aus dem sich zugleich die mancherlei Schwierigkeiten und Gegensätze, die sich in den Besprechungen zeigten, erklären.

Denn auf die Verhandlungen gesehen, dominierte, rein äußerlich in der Sprache schon, von den drei deutlich unterscheidbaren Gruppen, den pazifistisch eingestellten Amerikanern, den Orientalen *) und den religiösen Einzelpersönlichkeiten, ganz offensichtlich der Amerikaner. War er doch der Organisator des Unternehmens und als solcher nicht ohne ganz bestimmte Pläne und Ansprüche. Merkwürdigerweise traten die Orientalen zum weitaus größten Teil zunächst ganz zurück, vielleicht weil sie sich als europafremde Gäste etwas unsicher fühlten und auch sonst wohl trotz ihrer Lebhaftigkeit, Aggressivität und Initiative nicht zu ihrer Art gehören. Dafür gab es einen Kampf zwischen den beiden andern Gruppen, der von entscheidender Bedeutung für die geistige und religiöse

*) Es ist dabei also immer an Vertreter des nichtchristlichen Ostens zu denken. D H

Grundlegung dieser und aller künftigen Veranstaltungen wurde. Den Amerikanern kam es in erster und letzter Linie auf die Organisierung des Weltfriedens mit allen repräsentativen Mitteln an, unter die man übrigens getrost auch die Orientalen wird rechnen können, da sie in einer für die Genfer Öffentlichkeit veranstalteten Versammlung auf dem Vortragspodium geradezu zur Schau gestellt wurden. Ihnen war es kaum um eine interreligiöse Gemeinschaft mit all ihren inneren und äußeren Konsequenzen zu tun, denn sonst hätten sie sich nicht so stark gegen die andere Gruppe gewehrt, die diese Gemeinschaft für die innere und äußere Vorbedingung gemeinsamen Feierns und Arbeitens hielt. Es ist Professor Hauer-Tübingen nicht genug zu danken, daß er der energische, packende Sprecher der geistig und religiös tragenden Minderheit wurde und den Begriff des Friedens vom Religiösen her vertiefte, daß er weiter gegen jede Erdrückung der andersgläubigen Orientalen eintrat und in einer längeren Rede Grundlegendes über Wesen und Form einer interreligiösen Gemeinschaft sagte. Dabei räumte er dem von Professor Otto-Marburg begründeten religiösen Menschheitsbund den ihm in der Vorgeschichte der Konferenz gebührenden Platz ein und gab wertvolle Richtlinien für die Gestaltung künftiger Gottesdienste und Feiern.

Ohne diese religiösen Einzelpersönlichkeiten, unter denen sich Mister Andrews, der große Freund Indiens, einige Orientalen, Schweden, Amerikaner und die vier anwesenden Deutschen befanden, wäre die Konferenz eine rein organisatorische Friedensveranstaltung großen Stils geblieben, in der das Religiöse als fünftes Rad am Wagen mitgerollt wäre. So aber traten beide Elemente, das religiöse und das aktivistische, zu einer gewiß lebensfähigen Verbindung zusammen, die in den Beschlüssen leider nur zum Teil ihren Ausdruck fand, sich aber auf dem kommenden Weltkongreß sehr viel stärker manifestieren wird.

Niemand sollte dem Amerikaner wegen seines ganz ehrlichen Optimismus, hinter dem tatsächlich Kraft, Wille und menschliche Freundlichkeit stehen, einen Vorwurf machen und ihm dafür lieber ganz offen und gründlich die Meinung sagen. Denn er hat das große Verdienst, mit seinem Organisationstalent und seiner Finanzkraft die äußeren Grundlagen für das Zustandekommen der Konferenz geschaffen und den religiösen Persönlichkeiten sowie den Orientalen Gelegenheit zum lebendigen Austausch gegeben zu haben. Und auf diesem Austausch allein kann sich das große Werk, für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt gemeinsam im Namen der ethischen Religionen einzutreten, aufbauen und vom Religiösen her sich seine Kräfte holen.

Soest Herbert Grabert

*

Von eben derselben Konferenz schreibt eine intelligente Beobachterin an einen Freund:

Genf, 14. 9. 28

... Man ist hier nun schon seit gut 14 Tagen herumgegangen, eigentlich mit einer tiefen Enttäuschung im Herzen. Mit dem Gefühl, daß der Völkerbund, so wie er heute ist, nur ein bloßes Gebilde der Vernunft darstellt, daß er blutleer ist, daß es eine Art Turm von Babel ist, der jeden Tag wieder einstürzen kann. Diese Regierungsvertreter, die da miteinander verhandeln, suchen doch nur für ihr eigenes Land möglichst viel herauszuhandeln; es ist kein größeres, leidenschaftlicheres Wollen, das sie zueinander treibt. Die Berührungsfläche der Nationen im Völkerbund ist eine ganz oberflächliche, nichts von der Vitalität der Völker strömt bisher in ihn ein. Daher auch die Pläne, ihn zu demokratisieren u. a. m.

Aber nun in diesem relativ kleinen Kreis von rund 100 Teilnehmern, diesem kleinen Häuflein, das sich heilig gelobt hat, die religiösen Kräfte der Welt für den Frieden zu mobilisieren, welch ganz anderer Geist! Diese Konferenz war wirklich universal, alle großen Religionen der Erde waren hier vertreten, und sie war von einem tiefen Ethos getragen. Man war sich darin einig, daß das, was uns trennt, nicht das Letzte und Höchste ist, daß wir in dem Letzten, in Gott uns finden können, und es wurde einem Berg verglichen, an dessen Fuß wir uns die Hände reichen um gemeinsam, wenn auch auf verschiedenen Wegen, das Ziel zu erreichen. Was hier in dieser Konferenz jedenfalls vorhanden war, das war ein leidenschaftliches Zueinander-wollen, das wohl den ergreifendsten Ausdruck fand in der Begrüßung eines alten Brahmanen. Er begann seine Rede mit einem Gebet um Frieden, einem Sang, wie er vor 5000 Jahren in Indiens Wäldern gesungen wurde. Und alles, was er sagte, war geradezu ein Flehen um Liebe und Brüderlichkeit. Wir haben einen gemeinsamen kurzen Gottesdienst gehabt, zu dem eine Liturgie gemacht war, in die man Worte aus allen Religionen aufgenommen hatte. Schließlich war es doch in der Hauptsache christlich und schloß auch mit dem Vaterunser. Aber schon die Tatsache, daß Menschen aller Religionen gemeinsam beten konnten, hatte etwas Überwältigendes. Noch mehr freilich bei dem stillen Schlußgebet, zu dem nur die Stichworte gegeben wurden und in dem alle um Frieden flehten und um die Kraft, Jedes an seinem Ort und gemeinsam das große Werk zu fördern.

Und wie ist einem plötzlich dieser Osten nah gekommen, hauptsächlich in den Indern, die sehr stark vertreten waren, aber auch in Chinesen und Japanern! Immer wieder wurde gesagt, daß in Asien die Religion das Erste und Allbeherrschende ist. Und unsere westlichen Brüder (am stärksten Professor Hauer) bekannten, daß ihnen dort ein ganz neues Verständnis für letzte religiöse Fragen aufgegangen sei. Ob die intensivere Berührung mit dem Osten uns etwas von Technik und Wirtschaft erlösen könnte?

Wie es auch für die Anderen ein großes Erlebnis war, das kam u. a. darin zum Ausdruck, daß mehrfach gesprochen wurde von dem Frieden und der Brüderlichkeit als einem alten Traum der Menschheit; nun stünden wir an dem Punkt, da dieser Traum Wirklichkeit werden soll, und wir selbst seien berufen daran mitzuwirken: der Friede (das sagte wieder der alte Inder) „kommt nicht durch die Diplomaten, er kommt aus dem Volke: Du und ich wir müssen und werden den Frieden machen."

Zum dritten Kirchbaukongreß

Ein ergänzendes Wort zu dem Berichte in Nr. 15 dürfte doch angebracht sein.

Es war der Maler Professor Ludwig Bartning-Berlin, der Bruder des bekannten Architekten, der in der Debatte bezweifelte, ob unsere Zeit überhaupt im Stande sei, echten Kirchenbau zu schaffen, und dafür das Gemeindehaus in den Vordergrund gestellt wissen wollte. Er hat soeben eine sehr beachtenswerte kleine Schrift herausgegeben „Jesu Darstellung in der bildenden Kunst" (Wichernverlag, Berlin-Dahlem). Sie kommt von dem gleichen Grundgedanken aus zu einem glatten Verzicht für die Gegenwart. Man mag dies allzu pessimistisch finden, jedenfalls bekundet sich darin eine tiefe und ernste Erfassung der idealen Aufgabe. Aber selbst wenn die volle Lösung über unsere Kraft gehen sollte, — wir können nicht anders, als uns immer wieder daran zu versuchen.

Oder war es jetzt noch zu früh für einen Kirchbaukongreß, obwohl 22 Jahre seit dem zweiten vergangen sind? Zwei Gründe könnte man dafür anführen. Der erste: wir haben zur Zeit außerordentlich wenig Architekten, welche sich mit dem Problem eingehender beschäftigen. Interesse dafür ist bei ihnen vorhanden, das bewies ihre starke Beteiligung; ihre Zahl übertraf weit die der Theologen. Aber das ganze Gebiet war ihnen offensichtlich meist fremd. Das ist nicht zu verwundern, also nicht als Vorwurf zu verstehen, sondern natürliches Ergebnis der Lage. Praktische Aufgaben, die ihnen das Durchdenken der Frage aufgenötigt hätten, lagen in den letzten 1½ Jahrzehnten im Kirchenbau sehr wenig vor. Und die theoretische Erörterung hat seit dem zweiten Kongresse fast ganz geschwiegen, abgesehen von den Äußerungen von Otto Bartning, der auch in Magdeburg Beachtliches zu sagen hatte. Sonst kamen sie, was die Hauptfragen betrifft, in der Tat „mit leeren Händen". Auch daß Professor Poelzig trotz seiner Anmeldung nicht erschien, mag damit zusammenhängen. Glaubte er doch selbst zu einem ihm so naheliegenden Spezialthema wie die Art der Lichtzuführung bei Kirchen höchstens „einige Tipps" geben zu können. So kamen sie im ganzen wohl mehr als Lernende, ohne tieferen Einblick in die innern Zusammenhänge des Fragenkomplexes, mit dem Gedanken etwa, man könne auf solchem Kongresse erfahren, wie die evangelische Kirche sich zur Anwendung moderner Bauformen stelle und was sie sonst wünsche, und dann

also einige allgemein anerkannte Ergebnisse als feste Wegweisung für etwaige spätere Aufgaben mit nach Hause nehmen. Fast könnte man sagen: Unter diesen Umständen wäre ein Lehrgang zur ersten Einführung in das Problem angebrachter gewesen als ein Kongreß. Aber dann wären sie wahrscheinlich ebensowenig gekommen wie zu den Tagungen in Berlin, Marburg usw. Und die Zeit drängt, denn der ins Stocken geratene Kirchenbau beginnt sich wieder zu regen.

Der zweite Grund, der eine Vertagung nahelegen konnte, ist die Ungeklärtheit der liturgischen Lage. Hat denn das heiße Bemühen und die Flut der Neuerscheinungen des letzten Jahrzehnts soweit geführt, daß man schon mit bestimmten Sätzen an die breitere Öffentlichkeit treten kann? Aber wollte man solange warten, bis die Liturgik zu einem allgemein anerkannten festen Ergebnis wenigstens über die grundsätzlichen Hauptfragen gekommen ist, dann müßte man wohl noch lange warten. Wahrscheinlich ad calendas Graecas. Schon beginnt das Interesse an den Fragen der Liturgik abzuflauen; man wird es allmählich müde, sich bald auf diesen, bald auf jenen Weg führen zu lassen und dabei doch kein Ende und Ziel abzusehen. Es kann jener nur förderlich sein, wenn der Versuch gemacht wird, ein Resultat der ganzen Arbeit zu gewinnen und die Grundlinien der Entwicklung herauszuschälen. Lassen sich solche bereits erkennen? Oder ist das Durcheinander der Meinungen dazu noch zu groß? Fr. Buchholz behauptet das mit großer Sicherheit, während er doch meine „Leitsätze als die schließlich notwendige Parallele auf architektonischem Gebiete zu den Bestrebungen im Bereiche der Liturgie" bezeichnet, also hier doch auch bereits bestimmte Grundlinien hervortreten sieht. Wir werden bald sehen, welche Ansicht als die weitsichtigere sich herausstellen wird. Jedenfalls darf gehofft werden, daß der gemachte Versuch durch die nach Drucklegung der Verhandlungen zu erwartende Aussprache zur Klärung der Lage beitragen wird.

Was das Ergebnis des Kongresses betrifft, so muß man sich von vornherein darüber klar sein: Kirchbaukongresse sind Veranstaltungen zu gemeinsamem Suchen und Sichvertiefen in das Problem des Kultraumes. Sie haben ihren Wert in den Anregungen, die sie geben, nicht in Beschlüssen, die gefaßt werden. Es wäre verkehrt, wenn etwa z. B. der Kongreß für Naturforscher und Ärzte, der vor einigen Jahren das Leib-Seele-Problem behandelte, am Schlusse seiner Besprechungen durch Abstimmung die Meinung der Versammlung hätte feststellen wollen. Und kein Chirurgenkongreß wird beschlußmäßig festlegen, wie künftig seine Teilnehmer bei dieser oder jener Krankheit zu verfahren haben. Wer etwas Beachtenswertes zur Sache sagen zu können glaubt, spricht es aus und überläßt es den Andern, es sich durch den Kopf gehen zu lassen, zuzustimmen oder abzulehnen oder sich sein Urteil vorzubehalten. So ist es auch bei den Kirchbaukongressen mit Recht immer gehalten worden. Es kamen da die verschiedensten, oft gegensätzlichen Anschauungen zum Ausdruck, so daß man nicht sagen kann: Der erste Kongreß hat sich auf diesen, der zweite auf jenen Standpunkt gestellt. In der Chorraumfrage z. B. traten in Dresden die Einen für ihn ein (Dibelius, Rietschel, Merz), die Andern — zum Teil unter ausdrücklicher Beschränkung auf die reformierte Richtung — gegen ihn (Veesenmeyer, Koch, March). Und man verzichtete bewußt und mit gutem Grund darauf, etwa einen Mehrheitsbeschluß darüber herbeizuführen. Sind sie deshalb ohne Ergebnis verlaufen? So ist es auch dem dritten Kongresse keineswegs zu verargen, wenn er sich nicht auf formulierte Sätze festlegen wollte.

Herausgekommen ist dennoch Mancherlei, gerade weil er nicht, wie seine Vorgänger, sämtliche Fragen des Kirchenbaues zur Erörterung stellte, sondern sich auf die eben jetzt aktuellen Punkte beschränkte. Er wies durch seine Themawahl darauf hin, wie notwendig es ist, immer die geschichtliche Entwicklung des Kirchenbaues im Auge zu behalten. In der Erforschung des älteren evangelischen Kirchenbaues ist noch viel Arbeit zu leisten. Es war das Hauptverdienst des ersten Kongresses, daß er die Herausgabe des „Kirchenbau des Protestantismus" veranlaßte. Daß auf dieser Grundlage herzlich wenig weitergebaut worden ist, muß man bedauern. Besonders aufschlußreich aber könnte es sein, wenn die gegenwärtigen Leistungen der kirchlichen Architektur, auch des evangelischen Auslandes — der nordischen Länder einerseits, Nordamerikas anderseits — aufmerksam verfolgt würden.

Der Kongreß hat ferner zum ersten Male die akustische Wissenschaft zu Worte kommen und ihre Ergebnisse darlegen lassen. Es sollte nicht nötig sein, auf die ungemeine praktische Wichtigkeit ihrer Forschungen und die Notwendigkeit, sie regelmäßig zu Rate zu ziehen, hinzuweisen. Aber die Erfahrung lehrt immer wieder, daß sie nicht ausreichend berücksichtigt wird.

Eine notwendige Ergänzung des allgemeinen Kirchbauprogrammes, die aus diesem nicht mehr verschwinden wird, bedeutete es, daß die regelmäßige Möglichkeit der Verengerung und Erweiterung des Kirchenraumes gefordert und Wege dazu erörtert und aufgezeigt wurden. Daß auch für die gewiß nicht unwichtige Frage der Kosteneinschränkung Fingerzeige gegeben wurden, ist jedenfalls auch zu begrüßen.

Hat so der Kongreß im Einzelnen manches Dankenswerte ergeben, so lag doch sein Schwergewicht in der Frage: Erfordert die neue Lage in der Liturgik auch eine neue Gestaltung des Kirchenbaues und in welcher Richtung?

Daß die gelegentlich immer noch auftauchende Meinung, man könne und müsse es ganz dem Architekten überlassen, wie er auf dem gegebenen Bauplatze den Kultraum gestalten wolle, und dürfe „die Freiheit der künstlerischen Persönlichkeit" nicht einschränken, oberflächlich ist und nur dem Theologen die ihm zukommende Arbeit abnimmt zu Lasten des Architekten, der sie nicht leisten kann, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Gerade von Architektenseite wurde auch auf dem Kongresse betont: Je strengere Forderungen, desto besser! Freilich waren auch andere Töne vernehmbar. Aber eben aus dem Zwang und Drang der äußeren Gegebenheiten — Platz, Mittel usw. — und der praktischen und ideellen Forderungen des Bauprogrammes erwächst in der Tat das in seiner Eigenart überzeugende Kunstwerk, das die Schwierigkeiten scheinbar spielend meistert. Daß „Regulative" von Obrigkeitswegen aufgestellt wurden, war verkehrt. Aber daß jede Zeit durch ihre Sachkundigen zu formulieren sich bemüht, worauf es ihr in ihrem Kult und dessen Raume ankommt, ist notwendig.

Aber auch die auf dem Kongresse wieder auftauchende Formel: „Die Liturgie ist Bauherrin" ist mindestens mißverständlich und führt leicht irre. Denn gewöhnlich versteht man unter Liturgie einfach die Form des Gottesdienstes. Und dann besagt sie nur, daß der Raum sich nach letzteren richten und praktisch für sie geeignet sein muß. Das ist natürlich das Nächstliegende und Selbstverständliche, und viele Architekten bleiben dabei stehen. Aber dem Ideale des Kunstwerkes nähert sich der Bau erst in dem Maße, als er auch Geist und Sinn der Liturgie durchschimmern läßt. Das Wesen des Gottesdienstes, wie ihn jede Zeit auffaßt, spiegelt sich in dessen Form immer nur teilweise wider. Und es ist gerade Aufgabe der Baukunst, da mit den Ausdrucksmitteln ihrer Sprache ergänzend einzutreten und den Grundton alles kultischen Handelns vernehmlich anzuschlagen und festzuhalten. Welcher das ist, darüber kann nur diejenige Wissenschaft Auskunft geben, welche sich mit Grund, Ziel und Wesen des Gottesdienstes beschäftigt, also die Liturgik. Dies auch für die Architekten in schärfste Scheinwerferbeleuchtung gestellt zu haben, ist

als erstes Ergebnis des Kongresses zu buchen. Wie nötig das war, zeigte gerade das geringe Verständnis, mit dem viele von ihnen vor diesen Gedankengängen standen, die den Theologen nicht nur näher lagen, sondern auch vertrauter waren und bei ihnen kaum einem innern Widerspruch begegneten.

Auch die Skizzierung des Gesamtbegriffes des evangelischen Gottesdienstes, welche gegeben wurde, wurde in der Debatte nicht wesentlich angefochten. Wenn Professor Meyer-Göttingen das Handeln Gottes vor das der Gemeinde gestellt wissen wollte, so war dies eine Korrektur, keine gegensätzliche Stellungnahme. Dennoch wird natürlich nicht damit zu rechnen sein, daß etwa alle Theologen sich den dargelegten Gottesdienstbegriff zu eigen machen werden. Es ist genug, wenn die Darlegungen zu neuer Erörterung gerade der Hauptgesichtspunkte und zur Herausarbeitung der Grundlinien Anregung geben. Treten infolgedessen die beiden vorhandenen Lager schärfer auseinander, so wird der Allgemeinheit eher die Möglichkeit gegeben sein, sich für die eine oder andere Richtung zu entscheiden. In dieser Beziehung liegt der Wert des Kongresses in dem Anstoß für die Zukunft, den er gegeben hat und der verdienstlich ist, ganz gleich, zu welchen Ergebnissen die veranlaßte Weiterbewegung führen wird.

Aus jener Gesamtschau des Gottesdienstes wurden aber auch die Folgerungen für die kirchliche Architektur gezogen, und zwar so deutlich, wie dies noch auf keinem Kirchbaukongresse geschehen ist. Die „Acht Leitsätze über evangelischen Kirchenbau", welche als Extrakt dargeboten wurden, lauteten vollständig:

1. Der evangelische Kultraum ist nicht schlechthin „Predigtkirche", sondern Stätte einer Selbstkundgebung Gottes und des Verkehrs mit ihm und daher als Ganzes sakraler Raum und einheitlich als solcher zu gestalten.
2. Der Zielstrebigkeit des Glaubens und des Gottesdienstes der Gemeinde entspricht es, daß auch der Raum dennoch zugleich eine gewisse Zielstrebigkeit hat.
3. Durch Heraushebung eines bevorzugten Teiles des einheitlichen Raumes als Gnadenmittelstätte wird der Gemeinde am besten veranschaulicht, daß dem menschlichen Ich das göttliche Du gegenübertritt. Doch muß auf dessen innige Verbindung mit dem Gemeinderaume besonderer Wert gelegt werden.
4. In Gemeinden lutherischer Observanz wird darin dem Altare, dem symbolischen Repräsentanten des in Christi Todesopfer gegebenen objektiven Heiles als der Grundlage auch des gesamten kultischen Handelns, die Hauptstätte zukommen.
5. Eine Überordnung der Kanzel, wie sie im Kanzelaltar geschieht, ist für jene nicht angemessen, da die Predigt nur eine, wenn auch besonders wichtige Darbietungsform von Gotteswort ist. Am besten wird ihr eine mehr amboartige Gestaltung und Aufstellung nach altchristlichem Vorbilde unmittelbar vor der Gemeinde gegeben, sei es in der Mittelachse der Kirche, sei es etwas seitlich davon, etwa korrespondierend mit einem Lesepulte.
6. Der Taufstein als Stätte eines Sakramentes hat Anspruch auf einen Platz im Altarraume; ein geeignetes Gegenstück zur Kanzel ist er nicht.
7. Auf die Möglichkeit, den Kirchenraum nach Bedürfnis zu erweitern oder zu verengern, ist stets Bedacht zu nehmen.
8. Emporen sind als Mittel zu zeitweiser Raumerweiterung zu behandeln.

Man sieht: diese Sätze stellen ein förmliches neues Kirchbauprogramm dar. Es ist das lutherische Gegenstück zu dem ausgesprochen reformierten Wiesbadener Programm.

Eben deshalb kann es höchstens den Anspruch erheben, von lutherischer Seite her gebilligt zu werden. Ein allgemeines einheitlich evangelisches Kirchbauprogramm wird erst möglich sein, wenn die seit der Reformation vorhandenen beiden großen innerevangelischen Geistesströmungen sich völlig verschmolzen haben werden. Ob das zu erstreben ist und jemals eintreten wird, ist heute noch fraglicher als früher. Für absehbare Zeit muß damit gerechnet werden, daß gerade in der Liturgik und damit auch im Kirchenbau diese Verschiedenheit fortbesteht und Berücksichtigung verlangt und daher zwei evangelische Kirchbauideale nebeneinander vorhanden sein werden. Das ist schon auf dem zweiten Kongresse mit aller Klarheit ausgesprochen worden. Die Union verschleiert freilich diesen Tatbestand. Das mag den Architekten zur Entschuldigung dienen, die immer wieder sich darüber beschweren, daß die evangelische Kirche ihnen kein einheitliches Bauprogramm gebe. Im Grunde aber ist es ebenso töricht, wie wenn man sich darüber beklagt, daß es Lutherische und Reformierte gibt. Das ist nun einmal eine Tatsache, mit der gerade der Kirchenbau sich mindestens für die Gegenwart abfinden und die er als gegebenen Faktor in Rechnung stellen muß, selbst wenn man für eine fernere Zukunft eine allgemein evangelische Kirche erstreben zu müssen und erhoffen zu können glaubt.

Vergleicht man die Ergebnisse der bisherigen Kirchbaukongresse — ich gedenke dies an anderer Stelle, voraussichtlich in der Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, noch eingehender zu tun —, so wird man in aller Nüchternheit sagen dürfen: der erste und zweite haben eine Fülle von Gedanken gezeitigt und hatten, der Zeitlage entsprechend, viel mehr sachkundige Teilnehmer und Debatteredner. Aber greifbare Ergebnisse hat der dritte mehr gehabt als seine Vorgänger, und es dürften von diesem stärkere Anregungen zur Weiterführung der Erörterung zu erwarten sein als von dem zweiten. Was dabei herauskommt, muß abgewartet werden. Mir scheint, es gibt doch eine Reihe von Grundsätzen, in welchen sich wenigstens die lutherisch gerichteten Liturgiker zusammenfinden können. Und es wäre gut, wenn der Eindruck verwischt würde, den die Außenstehenden — in diesem Falle besonders die Architekten — haben: jeder Theologe habe eine andere Ansicht, und die evangelische Kirche und Liturgik gebe ihnen kein festes Fundament. Jedenfalls hat in der Kirchbaufrage die Theologie das erste Wort und die erste Pflicht.

Wansleben Paul Brathe

Zweite Freizeit des deutschen Bundes enthaltsamer Pfarrer

Wie im vorigen Jahre in Herrnhut, so hatten sich in der diesjährigen Pfingstwoche 36 Mitglieder des Bundes in Eckardtsheim, der bekannten Bodelschwinghschen Gründung in der Senne, die sich aus der Arbeiterkolonie „Wilhelmsdorf" entwickelt hat, zu einer Freizeit versammelt, bei der zugleich das 25jährige Bestehen des Bundes gefeiert werden sollte. In den verschiedenen Anstalten und Privatwohnungen für die Nächte untergebracht, vereinigten sie sich zu den Mahlzeiten in der Trinkerheilstätte Tekoa; das brachte die aus den verschiedensten deutschen Gauen und theologischen Lagern stammenden Bundesmitglieder einander wie den Gästen aus der Schweiz und Holland näher. Im Vereinssaal von Tekoa wurden auch die Vorträge gehalten, welche die Vormittage ausfüllten, während die Nachmittage den Besichtigungen usw. gewidmet waren. Am Begrüßungsabend suchte der Vorsitzende die Entwicklung des Bundes im Zusammenhang mit der Entwicklung der geistigen Gesamtlage unseres Volkes während des letzten Vierteljahrhunderts darzustellen. Die mit lebhafter Aussprache verbundenen Referate wurden von D. Ulmer-Erlangen (Jesus und die Enthaltsamkeitsfrage), Lic. Allwohn-Gießen (Luthers Stellung zu den Trinksitten seiner Zeit unter besonderer Berücksichtigung seiner Freiheitslehre), D. Mahling-Berlin (Die evangelische Weltanschauung und der Alkoholismus) gehalten. Sie werden demnächst in der von Rolffs und Schmidt herausgegebenen Schriftenreihe „Die Alkoholfrage in der Religion" (Neuland-Verlag, Berlin W 8) erscheinen. Feierstunden boten außer den morgendlichen Andachten ein Gemeindeabend unter Mitwirkung des Kirchenchors von Eckardtsheim am Pfingstmittwoch in Tekoa mit einer Rede von D. Hans Schmidt-Halle und eine Gedächtnisfeier am Grabe Bodelschwinghs, bei der Mahling zu uns sprach.

Eins möge herausgehoben werden. Bry hat in seinem Buche „Verkappte Religionen" auch die Abstinenzbewegung dazu gerechnet. Es scheint sich mehr und mehr herauszustellen, daß er richtig gesehen hat. Allerdings vom Standpunkt des Gegners aus. Hans Schmidt konnte nämlich an der Hand eines Buches von einem Urenkel Schillers v. Gleichen-Rußwurm „Gute Geister" nachweisen, daß der heutige Alkoholismus tatsächlich sich als eine Religion gibt. Selbstverständlich ist das eine Pseudoreligion. Demgegenüber beruht die radikale Verneinung der Trinksitte auf einer völlig andern

religiösen Gesamteinstellung, die sich indes durchaus vom Geiste Christi bestimmt weiß. Zu derselben Anschauung gelangte von ganz anderen Voraussetzungen aus auf völlig verschiedenen Wegen Mahling. Diese bemerkenswerte Übereinstimmung wurde durch die beiden anderen Vorträge keineswegs gestört; sie brachten vielmehr ungewollt wertvolles Material zu ihrer Begründung. Das bedeutet für die Theologie eine neue Fragestellung.

Einen Fortschritt in der Entwicklung des Bundes bezeichnete die Mitteilung von Frau von Wicht-Berlin, daß sich eine Gruppe von 270 abstinenten Pfarrfrauen dem Bunde angegliedert habe.

Osnabrück Ernst Rolffs

Evangelisch-christliche Einheit

Vom 31. 8. bis 4. 9. fand in Eisenach eine Zusammenkunft der Freunde der „Evangelisch-christlichen Einheit" statt. Am Fuße der Wartburg versammelten sich etwa 20 französische und 35 deutsche Mitglieder dieser Vereinigung, um in diesen Tagen womöglich etwas davon zu spüren, daß es letzten Endes doch noch etwas Höheres gibt als Politik, Rassengegensätze, Völkerhaß. Die Männer und Frauen, die aus den zwei Ländern zusammenkamen, wollten sich als Christen zusammenfinden. Und so war denn auch der Höhepunkt dieser Tagung die gemeinsame Abendmahlsfeier in der ehrwürdigen Wartburgkapelle. Denn die Vereinigung der Freunde der „Evangelisch-christlichen Einheit", der zur Zeit 910 Deutsche und 340 Franzosen (in Frankreich gibt es nur etwa 1 Million Protestanten!) angehören, steht ganz auf rein religiösem Boden. „Eine Annäherung anbahnen zwischen deutschen und französischen Christen" — darum handelt es sich. Christen in beiden Ländern wollen sich über den großen Graben hinweg, der ohne Frage zwischen hüben und drüben ist, die Hände reichen, weil sie das so als Gebot ihres Meisters empfinden. All das, was zwischen den beiden Völkern liegt und sie trennt, soll nicht einfach geleugnet und vertuscht werden. Der Deutsche soll Deutscher bleiben, Glied seines Volkes, und der Franzose Franzose. Aber beiderlei Christen wollen den Glauben an die überwindende Macht der christlichen Liebe und den Glauben an die Verpflichtung, dem Geist Christi nicht nur im eigenen Volke, sondern auch in der Völkerwelt den Weg zu bereiten, nicht fahren lassen.

War die vorjährige Zusammenkunft in den für Evangelische erinnerungsreichen Cevennen, so die diesjährige an der Stätte, die uns so eindringlich auf Luther hinwies. Am Eröffnungsabend wurden wir begrüßt durch den Landesoberpfarrer der Thüringer Kirche, durch einen Vertreter der Inneren Mission, durch einen Vertreter der Eisenacher Kirchengemeinden, durch den Oberbürgermeister der Stadt. Professor Cordier teilte als Dekan der theologischen Fakultät Gießen die Ernennung von Pfarrer Rambaud, dem Gründer und Leiter der Vereinigung, zum D. theol. mit.

Zwei sehr interessante Vorträge wurden gehalten, die eine lebhafte Aussprache zur Folge hatten. Beide sollen gedruckt werden. Professor Fundt (Paris) sprach über das Thema „Was die französischen evangelischen Kirchen Luther zu verdanken haben"; Pfarrer Wallau (Frankfurt): „Was die deutsch-evangelischen Kirchen Calvin zu verdanken haben". Der Besuch der Wartburg, hauptsächlich die Weihestunde in der Kapelle, der Besuch der Jugendburg Hainstein waren Höhepunkte. Auf dem Hainstein erzählte uns D. Le Seur von seinem Werk, und die französischen Freunde spürten etwas von dem Geiste der deutschen Jugendbewegung. Im übrigen war genügend Gelegenheit gegeben, sich auszusprechen, sich kennenzulernen und sich immer besser zu verstehen. Denn darin liegt ja der Hauptgewinn solchen Zusammenseins.

Die nächstjährige Zusammenkunft soll in Frankreich an einem Zentrum evangelischer Liebesarbeit stattfinden.

Eckartsberga Wilhelm Hake

Der Welt-Jugend-Friedens-Kongreß in Eerde

1

Der diesjährige Weltfriedenskongreß stand in erster Linie unter dem Zeichen der politischen Proteste und Resolutionen. Die geschlossene Einheitsfront aller unterdrückten Rassen, Klassen und Nationen gegen den westlichen Imperialismus gab dem Kongreß seine bestimmende Note. Der Kongreß war das Forum, vor dem die farbigen Völker Afrikas, sowie der ferne und nahe Osten ihre Stimmen erhoben. Es war hier etwas zu spüren von dem großen Umschwung in der völkerpsychologischen Stimmung, welche das russische Problem und die Kolonialfrage in den Mittelpunkt der Tagung rückte und in der Resolution über die Gleichwertigkeit aller Rassen ihren Ausdruck fand: „Der Kongreß unterstützt ohne Vorbehalt das Grundprinzip der Gleichwertigkeit aller Rassen. Die Behauptung der Rassenminderwertigkeit ist ein Mittel der Imperialisten, die Ausbeutung der schwächeren Völker zu rechtfertigen." Die ehrliche Gesinnung und der Wille, sich zu einem neuen politischen Weg zu bekennen, kam dann vor allem in der Ablehnung der Kriegsschuldlüge zu Tage, in der es heißt: „Moderne Kriege sind offenkundig auf das herrschende Wirtschaftssystem zurückzuführen, so daß die Schuld am Weltkrieg unter keinen Umständen einer einzelnen Nation zur Last gelegt werden darf."

Kann man dies Bekenntnis als den Abschluß einer alten politischen Ära bezeichnen, so machte sich freilich sogleich die neue Tragik bemerkbar, in der das deutsche Volk durch seine geographische Lage und durch seine eigentümliche Geisteshaltung immer wieder Gefahr läuft, „eingekreist" zu werden *). Die Auseinandersetzung zwischen dem Westen und dem aufdämmernden Osten beginnt für Deutschland zur Schicksalsfrage zu werden. Sie tritt zunächst in der Gestalt auf: Kann es dem deutschen Geist gelingen, die tiefe, aber gestaltlose russische Seele zu verstehen und zu formen?

Daß es sich in der Entscheidung zwischen dem Osten und dem Westen zunächst um eine Frage der Weltanschauung handelt, daß diese Entscheidung davon abhängt, ob sich hier eine neue Sinngebung des Lebens vollzieht, um die sich der Einsatz überhaupt lohnt, das kam freilich in den Tagen von Eerde nicht zur Klärung. Die Tiefe der russischen Idee, deren Glut wir unter der harten Schale des russischen „Marxismus" mehr fühlen als erkennen, wurde hier vielmehr durch die deutsche kommunistische Propaganda verflacht, ja ausgeschaltet **). Statt einer Begründung und Rechtfertigung des kommunistischen Machtwillens erfuhr man nur etwas von den glücklichen Verhältnissen in Rußland (die wir nicht nachprüfen können) und von den (heute mit so naiver Selbstverständlichkeit unterstellten) unhaltbaren Verhältnissen in Deutschland. Solche Schwarz-Weiß-Malerei mochte von agitatorischer Wirkung sein, für den denkenden Menschen blieb sie ohne werbende Kraft. Uns kann heute keine Lebensrichtung mehr anpacken, aus welcher wir nicht eine Antwort auf die Frage heraushören: Was ist euch heilig? Von welchem unbedingten Sinne seid ihr getragen und getrieben? Wir haben zu sehr gelernt, die „großen Worte" als eine Verklärung bloßer Interessen, als „Ideologien" zu durchschauen, um uns so schnell und harmlos einer neuen Ideologie zu verschreiben. So sehr daher der Vorstoß der unterdrückten Rassen und Klassen von symptomatischer Bedeutung war, kann man ihm doch solange keinen inneren Wert zubilligen, als hier von keiner andern Rechtfertigung die Rede war als von dem „Recht des Stärkeren" oder von dem „Recht des Schwächeren", als hier keine Rechtfertigung aus einem neuen Glauben erwuchs.

2

Dagegen war den unscheinbaren geistigen Kämpfen ein größeres Gewicht beizulegen, welche sich im kleinen Kreise innerhalb der Jugendbewegung abspielten und bei welchen die Frage nach einem neuen Ethos der Politik im Mittelpunkt stand.

Diese Kämpfe entzündeten sich an taktischen Maßnahmen, denen gegenüber ethische Bedenken geltend gemacht wurden. In solcher Spannung zwischen Ethik und Politik liegt die eigentliche Kraft der bündischen Bewegung, und es hieße sich ihrer tiefsten Forderung verschließen, wollte man sich nach irgendeiner Seite hin dieser Spannung entziehen.

Aber auch in diesem Falle brachten die Tage von Eerde so wenig eine Klärung der Lage wie in der Auseinandersetzung zwischen dem Osten und dem Westen. Das verhinderte der parlamentarische Diskussionsbetrieb, durch den die Fünfminutenredner und die Seiltänzer der Propaganda zu Worte kamen, das eigentliche Führertum aber abgedrängt wurde. Der Kongreß krankte an der Überschneidung zweier entgegengesetzter Auffassungen: die Einen suchten die politische Gegnerschaft, an der sie ihren eigenen Machtwillen entfalten konnten, sie hatten einen festen „Standpunkt", den es durchzusetzen galt um jeden Preis; so wurde der Friedenskongreß zum — Kriegsschauplatz. Die Andern suchten die pädagogische Gemeinschaft, in der sie durch wechselseitige Erziehung (Belehrung und Klärung) eine werdende „Richtung" des Geistes zu finden hofften. — Da die Vertreter der deutschen Jugendbewegung nicht gewillt waren, in dem Satyrspiel der offenen und heimlichen Machtkämpfe die politische Verantwortung zu tragen, da sie aber die pädagogische Verantwortung für junge Menschen fühlten, die zum Spielball jener Gewalten zu werden drohten, so setzten sie sich in einer Erklärung von den Resolutionsmethoden des Kongresses ab, in welcher es heißt: „Wir können es um der Sache und um des Menschen willen nicht dulden, daß hier Entscheidungen über Zusammenhänge fallen, die sich in ihrer ganzen Tragweite nicht übersehen lassen."

Damit wurden in eindeutiger Scheidung die Gegensätze herausgestellt, durch deren Vermengung der Kongreß um seinen eigentlichen Sinn gebracht wurde. Denn kann es die Aufgabe eines solchen Treffens der Jugend sein, die große Politik in einem kleinen grotesken Zerrbild darzustellen? Glaubte man wirklich, daß im Hinblick auf die derzeit herrschende Mächte der Welt ein solcher Versuch eine außenpolitische Bedeutung haben könnte?

Wenn es dagegen die Meinung der Kongreßleitung war, durch eine Klärung der inneren Geisteshaltung den beteiligten Menschen den Weg zu bereiten für eine langsam reifende Wandlung jener Mächte, dann mußte sie ein völlig anderes Verfahren einschlagen, welches die wahrhaft geistigen Kräfte entbindet, statt sie zu verschütten.

*) Verlauf und Grundstimmung des Kongresses machten es deutlich.

**) Den Russen selbst hatte die Holländische Regierung die Einreise verweigert.

3

Wer das Bild der Tagung von außen betrachtete, empfing freilich den Eindruck einer imponierenden Arbeitsleistung. Sitzung folgte auf Sitzung bis in den späten Abend hinein. Überall herrschte eine überaus große Betriebsamkeit. Die Zeltstadt von Eerde atmete den Geist der westeuropäischen Großstadt. Sie hatte Tempo, aber sie hatte keinen Rhythmus. Es fehlte die Möglichkeit zum Atemholen, die schöpferische Pause *). Darum steigerte sich die Atemlosigkeit der Kongreßteilnehmer mehr und mehr, bis am Ende der Tage der friedliebenste Pazifist reizbar und unverträglich wurde. Selbst im Führerrat war es nicht möglich, Mißverständnisse zu klären, und die Stimmung gegenüber den gewiß schwer zu fassenden Deutschen erinnerte zuletzt an eine Kriegspsychose.

Es fehlte dem Kongreß überhaupt an beruhigten Führeraussprachen, welche den Kern einer Tagung bilden. Es war für das innere Bild der Tagung bezeichnend, daß ihr der Feierabend mangelte, welcher das ruhige Ausschwingen oder das besinnliche Durchsprechen eines angeschlagenen Themas zuließ. Es ist aber zuletzt das Kennzeichen der inneren Geschlossenheit einer Tagung, ob ihre Teilnehmer zu einer gemeinsamen Feierstunde die innere Fähigkeit erlangen, ob hier durch die technische Organisation des Zusammen-Kommens der Funke des Geistes hindurchschlägt und in der Repräsentation: in der Wieder-Vergegenwärtigung einer Idee das Zueinander-Kommen der Menschen gestaltet.

Kiel Kurt Plachte

Der europäische Protestantismus, für Amerikaner dargestellt

„Im Einzelnen wird aber gesagt werden dürfen, daß nur diejenigen das Wesentliche erkennen, die danach trachten, die andern zu verstehen, nicht aber diejenigen, die sich gegenseitig ablehnen." Das ist nicht ein willkürlich hingeworfener Gedanke von einem, der zufällig über die Möglichkeiten gegenseitigen Verstehens nachdenkt. Es ist das wohlbegründete Urteil eines Leo Frobenius, der die Zukunftsaufgabe von „Kulturattachees" beschreibt (Europäische Revue, November 1927). Was er dazu in den Bahnen seiner kulturwissenschaftlichen Methode zu sagen hat, gilt ohne Einschränkung für die zwischenkirchliche und internationale Aussprache der Theologen von heute. Die eigentliche Aufgabe, die noch zu lösen ist, liegt solchen Menschen ob, die gewillt sind, eine fremde Kulturwelt „zu durchdringen und so gewonnene Einsicht dem eigenen Volke mitzuteilen". Der Kulturattachee dieses Geistes ist also das Gegenteil eines Propagandisten. Er treibt sozusagen rückwärts Mission: seinen eigenen Landsleuten vermittelt er ein in good-will geschautes Bild fremden Volkstums. Das ist es genau, was wir in der Religionswissenschaft, in der Konfessionskunde und nicht minder in der systematischen Auseinandersetzung zwischen den großen, typischen Hauptformen von Protestantismus gegenwärtig besonders dringend brauchen.

Wenn im Kampf um die rechte Anschauung von Amerika und „angelsächsischem" Christentum unser einer leicht in den Verruf gerät, er „amerikanisiere" — einfach deshalb, weil man sich weigert, die üblichen Kraftsprüche gegen Amerika mitzumachen —, so bedeutet es eine höchst erfreuliche Stärkung des guten Willens in der gegenseitigen Einschätzung, daß nunmehr eine in solcher Gesinnung erarbeitete Gesamtschau des europäischen Protestantismus für Amerikaner im Druck vorliegt. Der Züricher, jetzt Genfer Adolf Keller (europäischer Sekretär des amerikanischen Kirchenbundesamtes) und der New-Yorker George Stewart (Pfarrer an der presbyterianischen Madison Avenue-Kirche) haben gemeinsam und im Bunde mit vielen Helfern diesseits und jenseits der Atlantis ein bewundernswertes Werk zustande gebracht: „Das protestantische Europa. Seine Krise und Aussicht" (Protestant Europe. Its crisis and outlook. New-York, G. H. Doran Co. 1927, 385 S. mit zahlreichen Photographien und Karten).

Ich meinte zuerst, eine Besprechung des ganzen Buches geben zu sollen. Aber das ist unmöglich. Die 19 Kapitel des ersten Teiles („Europas Kultur-Krisis") und die acht Kapitel des zweiten Teiles („Aussichten der evangelischen Kirchen in Europa") sind jedes für sich ein Dokument. Schon gleich der einleitende Artikel („Der Weg der vier apokalyptischen Reiter") gibt in knappen Zügen ein höchst anschauliches Bild von den kirchlich-religiösen Wirkungen der Kriegs- und Revolutionszeit. In geschickter pädagogischer Einstellung auf die erhofften amerikanischen Leser wird alles, was wir gewohnt sind als allgemeine Regel oder als abstrakte Wahrheit aufzufassen, am konkreten Beispiel sinnenfällig veranschaulicht. (Z. B. „Es gibt in Europa insgesamt 10 000 Meilen Grenzen. Davon sind seit Juni 1919 6000 neu!" S. 22.) Eine Folge dieser Darstellungsweise ist, daß auch der europäische Leser eine Bereicherung seines Wissens und Verständnisses erfährt, die weit über das Maß hinausgeht, das man sonst von derartigen Sammelwerken erwarten darf. Die gelegentlichen Druckfehler und kleinen Versehen, die dabei unterlaufen, gehen teilweise auf die Mehrsprachigkeit des Stoffes zurück (z. B. ist es schwierig, den deutschen Umlaut sorgfältig durchzuführen, wo man nicht bloß mit englisch sprechenden Autoren, sondern mit ebensolchen Druckern und Korrektoren zu rechnen hat) und lassen sich in der hoffentlich bald notwendigen Neuauflage leicht ausmerzen.

Von den hauptsächlichen Beiträgen nenne ich besonders den über „Die Jugendbewegungen in Europa" (Kap. 7) und den über den „Wandel der theologischen Lage" (Kap. 16). Gerade der letztgenannte Abschnitt stellte die Autoren vor eine fast unmögliche Aufgabe: dem amerikanischen Leser einen faßlichen Eindruck zu vermitteln von dem, was theologisch auf dem Kontinent und in Groß-Britannien vor sich geht! In sechs Gruppen werden die theologischen Strömungen vorgeführt: 1. orthodoxe oder positive Theologie; 2. liberale und moderne Bewegungen; 3. Einfluß der vergleichenden Religionswissenschaft; 4. Schule des Irrationalen oder Superrationalen; 5. religiös-soziale Richtung; 6. Theologie der Krisis. Dann folgen noch einige Gedanken über die besonderen Verhältnisse in England. Da in jedem Falle strengste Objektivität gewahrt wird und die Verfasser doch auch wieder wagen, nach der Darstellung der Tatbestände ihre eigene Meinung zu sagen oder wenigstens anzudeuten, so ist die Frucht ihrer gemeinsamen Mühe für jeden Leser eine wirkliche Erquickung. Der noch wenig Orientierte fühlt sich in übersichtlicher und ansprechender Form belehrt, der bereits Unterrichtete freut sich der großen, einfachen Grundzüge, die dargeboten werden, und sieht sich durch den fortwährend geübten Vergleich mit anderen Anschauungen wesentlich im Verständnis seines eigenen Wollens und Meinens gefördert.

Der zweite Teil des Werkes, der die Länder Europas durchwandert, um jeweilige Lage und Stand des Protestantismus darzulegen, nimmt an den geschilderten Vorzügen teil. Da er klug die Mitte hält zwischen trockener Aufzählung im Stil einer Chronik und der subjektiven Stimmungsmalerei eines weitgereisten Berichterstatters, so bietet hier das Werk eine wohlgelungene, wirklich lesenswerte und lesbare Darstellung des gegenwärtigen evangelischen Europa.

Zum Schluß sei noch auf Eines ausdrücklich hingewiesen. Das ist die ungeheuere Mannigfaltigkeit des europäischen Protestantismus. Man ist einfach erstaunt über das, was da in engem Raume dicht beieinander wohnt, ohne sich doch eigentlich gegenseitig zu kennen. Dem Amerikaner ist Europa unwillkürlich eine Einheit, an der ihn nur immer wieder wundert, daß die so offensichtlich auf Bereicherung und Ergänzung untereinander angelegten Gliedteile so fremd, womöglich feindselig nebeneinander herlaufen. Auch dem Europäer tut es gut, sich einmal in amerikanischer Perspektive zu sehen. Das muß ihm hier um so leichter fallen, weil keine Spur von Überhebung, sondern nichts als guter Wille, Sympathie, ja Liebe und Begeisterung für Europa aus jeder Seite spricht. Man kann nur herzlich danken dafür, daß es Menschen gibt, die sich die Mühe nehmen, uns in solchem Lichte den Amerikanern verständlich zu machen. Ein Wunsch bleibt nach der Lektüre des Buches zurück: bekämen wir doch bald ein ebenso sympathisches Werk über das protestantische Amerika, für Europäer geschrieben!

Gießen Heinrich Frick

*) Vgl. Fritz Klatt, Die schöpferische Pause. Jena, Eugen Diederichs 1926.

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Die Bischofsfrage auf der diesjährigen Generalkonferenz der bischöflichen Methodistenkirche in Nordamerika

Die oberste Instanz der Methodist-Episcopal-Church ist bekanntlich die alle vier Jahre sich versammelnde Generalkonferenz. Unter den wichtigsten Gegenständen der Besprechung und Beschlußfassung auf der diesjährigen Generalkonferenz (im Mai in Kansas City) finden wir zunächst einen Antrag einer fundamentalistischen Minorität, den ein Prediger namens Sloan von der New-Jersey-Konferenz mit über 10 000 Unterschriften einreichte, worin eine gründliche Untersuchung und Abwehr des in den Gemeinden eingeschlichenen Modernismus gefordert wurde. (Für die Herkunft dieses Antrages mag man sich daran erinnern, daß Princeton, die presbyterianische Hochburg des Fundamentalismus, im Staate New-Jersey gelegen ist.) Auf der Konferenz wurde von dem Ausschuß, der die in dem Antrag gerügten Mißstände untersuchen sollte, in der Tat festgestellt, daß zahlreiche Funktionäre der Methodistenkirche in antifundamentalistischem Sinne tätig seien. Doch wurde die ganze Sache durch einen vermittelnden Antrag erledigt, daß die Bischöfe, Professoren, Prediger und Editoren der Kirche sich an die ‚Standards', die Grundlagen der Lehre und Praxis der Väter, treu und fleißig zu halten hätten, und es wurde verwiesen auf den Teil der bischöflichen Adresse, der folgendermaßen lautet:

„Der Prediger ist der unmittelbare Verkündiger unserer Botschaft. Es ist nötig, daß er loyal ist in Bezug auf die grundlegenden Lehren unseres Glaubens. In einer Zeit, wo so viele feindliche Mächte Sturm laufen gegen den Glauben, muß der Prediger als der Verkündiger unseres Glaubens die wesentlichen Glaubenslehren darbieten in der Sprache der Gegenwart. Der Mann auf der Kanzel muß den großen Appell des Evangeliums klar und überzeugend machen, indem er, ohne sich zu entschuldigen, den Glauben an das Übernatürliche verkündet. Mit diesem durch persönliche Erfahrung bestätigten Glauben, wird er darnach streben, die Menschen in Verbindung mit Gott zu bringen, indem er Sünde und Erlösung in eindrucksvoller Weise verkündigt. Er wird den Blick der Menschen auf Jesum Christum lenken, den eingebornen Sohn Got-

tes, dessen Name über alle Namen ist, den gekreuzigten und gen Himmel gefahrenen Herrn und Heiland der Menschen, der selig machen kann aufs äußerste alle, die durch ihn zu Gott kommen, der derselbe ist gestern, heute und in alle Ewigkeit. Wir halten in unerschütterlicher Treue fest an den großen fundamentalen Lehren; aber wir dürfen auch nicht schweigen in dem Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion. Wenn wir uns fürchten, mit dem Naturforscher ins Laboratorium zu gehen oder auf das geologische Gebiet, dann zweifeln wir an Gott. Ein Prediger kann mit dem Manne der Wissenschaft gehen, wohin eine ehrerbietige und ehrliche Wissenschaft ihn führen mag. Seine Treue gegen Gott wird ihn bewahren vor der Furcht, einen anderen Schöpfer oder ein anderes Kreuz zu finden, deß er sich rühme."

Unter den übrigen (fast zwölfhundert!) Anträgen und Motionen, die vorlagen, war ein zweiter noch wichtigerer Gegenstand von größtem Interesse und löste Redeschlachten von mehrtägiger Dauer aus. Nämlich der reichlich unterstützte, aber schließlich doch nicht zum Siege gelangte Antrag, dem Bischofsamt, die ihm, wie an Beispielen festgestellt wurde, naturgemäß inneliegende Neigung zur Autokratie zu nehmen durch die Beschränkung des Amtstermins auf acht Jahre. Die bischöfliche Partei verschanzte sich auf die sogenannte dritte, die Rechte der Generalkonferenz einschränkende Regel der Kirchenverfassung (Art. III § 10), wonach das Bischofsamt (ebenso wie die Glaubensregel und die „allgemeinen Regeln" der Kirchenkonstitution) der konstitutionellen Änderung durch die Generalkonferenz nicht unterliegen könne, soweit auch sonst gerade in dieser Kirche das demokratische Prinzip ausgeprägt sein mag.

Die Vertreter der Änderung zogen mit rücksichtslosem Freimut gegen die Verteidiger der bisherigen Ordnung zu Felde. Besondere Beachtung fand die Rede von Ray Allen, einem alten radikalen Haudegen der bischöflichen Methodistenkirche Nordamerikas. Er führte zunächst die Gründe aus, nach denen die Generalkonferenz volle Autorität in dieser Frage haben müsse. Die dritte einschränkende Regel verbiete der Generalkonferenz nur, das Bischofsamt aufzuheben. Dazu habe sie freilich kein Recht, aber sie habe die Macht, es zu modifizieren, und sie habe das schon manchesmal getan. In historisch vielleicht nicht ganz einwandfreien Ausführungen griff der Redner sodann die offizielle methodistische Geschichtsschreibung über die Entstehung des Bischofsamts in Nordamerika an. Mit Recht konnte er darauf hinweisen, daß Wesley selbst keineswegs wünschte, daß der „Generalassistent" Franz Asbury, den er im Jahre 1784 mit Dr. Jonas Coke nach Nordamerika abordnete, in Parallele zur englischen Episkopalkirche und in Ausübung eigener hochkirchlicher Neigungen Titel und Gebaren eines Bischofs annahm, und daß in die verschiedenen Abspliterungen der methodistischen Denominationen in Nordamerika zu Anfang des 19. Jahrhunderts, insbesondere auch bei der Abtrennung der großen methodistischen Episkopalkirche der Südstaaten, die Bischofsfrage als Zankapfel mit hereingespielt hat. Doch können für die episkopalistische Entwicklung der Methodistenkirche in Amerika immerhin allgemein historische Gründe genug namhaft gemacht werden. Ray Allen kam dann zu dem Resultat: „Die Konstitution unserer Kirche anerkennt bis auf den heutigen Tag nichts Anderes als Generalsuperintendenten. Der Gebrauch der Bezeichnung ‚Bischof' mag bequemer sein und uns besser gefallen, aber er ist nicht konstitutionell. Es ist schon lange entschieden, daß die Generalsuperindentur ein Amt ist, nicht ein Rang oder Orden, und die dazu erwählten Männer werden geweiht (consecrated), nicht ordiniert (ordained); aber ob der Zeittermin dieses Amtes ein Quadriennium oder mehr ist, wurde nie endgültig entschieden. Was man auf irgendein Zertifikat schreiben oder nicht schreiben mag, hat mit dieser Frage nichts zu tun. Keine Generalkonferenz hat je behauptet und keine Generalkonferenz hat je bestritten, daß die Wahl zum Generalsuperintendenten für einen Termin von Jahren oder für lebenslänglich sei. Im Jahre 1844 sagte keine geringere Autorität als Bischof Hamline: Es gibt keinen lebenslänglichen Amtstermin des Episkopats. Kein Mann wurde definitiv für einen lebenslänglichen Termin gewählt. Im Jahre 1888 kamen zwei Berichte vom Komitee über Rechtsfragen an die Generalkonferenz, einer für den lebenslänglichen, der andere für einen beschränkten Termin. Beide wurden auf den Tisch gelegt. Im Jahre 1900 sagte keine geringere Autorität als Bischof Neely: Ich möchte hier und jetzt meinen Protest erheben gegen den Ausdruck, der wiederholt gefallen ist: der lebenslängliche Amtstermin des Episkopats. Im Jahre 1924 kamen wieder zwei Berichte vom Ausschuß für Rechtsfragen an die Generalkonferenz und wieder wurden beide auf den Tisch gelegt. Die Generalkonferenz ist der einzige autoritative Körper, und sie hat nie eine Entscheidung getroffen in Bezug auf die Länge der Dauer des Bischofsamtes. Die Generalkonferenz erwählt alle anderen Beamten für eine Reihe von vier Jahren, und es steht nichts in der Konstitution oder sonstwo, welches der Erwählung der Generalsuperintendenten für eine beschränkte Zeitdauer im Wege wäre."

Wenn auch die Generalkonferenz sowohl in der Bischofsfrage — wie in der ebenfalls lebhaft erörterten Verfassungsfrage, ob die Vorsteher der verschiedenen „Distrikte", in denen ungefähr fünfzehn oder mehr Gemeinden zusammengefaßt sind, von der bischöflichen Ernennung unabhängig zu machen und von der jährlichen Konferenz zu wählen seien — zu keiner Änderung gekommen ist, so war doch allgemein der Eindruck, daß diese Dinge noch nicht zur Ruhe gebracht worden seien und daß sie bei den folgenden Generalkonferenzen mit erneuter Wucht zur Erörterung kommen werden.

Die Generalkonferenz der episkopalistischen Methodistenkirche hat weiterhin die jeweils notwendigen Bischofsernennungen zu vollziehen. Und da war ebenfalls interessant, daß es nicht möglich gewesen ist, alle drei vakanten Bischofsposten zu besetzen. Von eigentlichen „Diözesen" kann nach der Verfassung der Kirche nicht die Rede sein. Die Bischöfe haben nur bestimmte Sitze, die ihnen von der Generalkonferenz angewiesen sind; sie sollen sich aber vielmehr als Funktionäre der ganzen Kirche betrachten und auch das ganze Gebiet der Kirche zu bereisen Gelegenheit haben. Im Gegensatz zu dem hiemit gegebenen Übergewicht der amerikanischen Mutterorganisation dürfte für die Zukunft der Beschluß der diesjährigen Generalkonferenz von einschneidender Bedeutung sein, daß die jährlichen „Zentralkonferenzen", die eine Anzahl von national oder geographisch zusammengehörenden Konferenzen zu einer höheren Einheit zusammenfassen, künftig das Recht haben sollen, ihre Bischöfe selbst zu wählen. Da aber bei diesen Wahlen die Möglichkeit eines Austausches mit andern Bischöfen und Sprengeln offengehalten werden soll, was ja namentlich für die Missionsgebiete von Wichtigkeit ist, so ist weiterhin den Zentralkonferenzen die Befugnis eingeräumt worden, die Bedingungen der Wahl, die Berufung der Kandidaten, die Dauer des Amtstermins und den Gehalt selbst zu bestimmen. Bei der Wahl der drei auf der Generalkonferenz zu ersetzenden Bischöfe konnten in den sechs ersten Wahlgängen nur zwei gewählt werden. Als der dritte auch nach dem 19. Wahlgang nicht gefunden werden konnte, gab man dem Bischofskomitee den Auftrag, einen Weg zu finden, auf dem durch das Zusammenlegen von Sprengeln ein Bischof gespart werden könnte. In einer mehrstündigen Sitzung, bei welcher fast Europa das Opfer geworden wäre, wurde dann vorgeschlagen, Manila und Söul zu einem Sprengel zu vereinigen. Aber das entschlossene und eindrucksvolle Auftreten einer kleinen Koreanerin warf diesen Vorschlag wieder über den Haufen, und dann wurde der indische Missionar Stanley Jones mit überwältigender Majorität gewählt. Er hatte zwar gleich nach dem ersten Wahlgang gebeten, von seiner Wahl abzusehen und in den Debatten um die Lebenslänglichkeit der Bischöfe sich völlig zurückgehalten. Am Tag nach seiner Wahl, die begeistert aufgenommen und mit einem Loblied gefeiert worden war, trat er wieder vor die Generalkonferenz mit der Erklärung, daß er nach ernstlicher Selbstprüfung die Wahl nicht annehmen könne. Er sei in seiner Überzeugung nur noch bestärkt worden, nicht zum Bischof, sondern zum Evangelisten berufen zu sein. Man kam schließlich zu der Entscheidung, den Sprengel Manila unter die Aufsicht des inzwischen gewählten Missionsbischofs Lee zu stellen und trotz der niederdrückenden Erfahrungen der Gegensätze in der Auffassung vom Bischofsamt und der Schwierigkeiten, die geeignete Zahl von Männern zu finden, die nach der Meinung der Versammlung zu diesem Amte berufen seien, empfand man es schließlich doch allgemein wieder als eine erhebende Erfahrung, einen charaktervollen Mann unter sich zu haben, der um seiner inneren Überzeugung willen auf ein Amt verzichtete, das ihm Ehre und zeitliche Vorteile gebracht hätte. (Vgl. „Daily Christian Advocate" vom 1. bis 30. Mai)

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Die zweite Kommission der Völkerbundsversammlung hat einstimmig beschlossen, alle statistischen Daten über die Frage des Alkoholismus zu sammeln und die Frage der Unterdrückung des Alkoholschmuggels zu prüfen, doch soll diese Entschließung Wein, Bier und Most nicht in Mitleidenschaft ziehen.

Der Verein der blinden Akademiker Deutschlands veröffentlicht eine Statistik, nach der es in Deutschland 10 blinde Richter, 14 Rechtsanwälte, 16 Volkswirte, 2 Ärzte, 13 blinde Pfarrer, 1 Studiendirektor, 8 Studienräte, 7 Studienassessoren, 1 Studienreferendar, 11 Volksschullehrer und 13 Blindenlehrer gibt, fast Alle solche, die ihr Studium erst nach ihrer Erblindung begonnen.

Mittelparteiler im Kirchenregiment sind der Verderb der Bekenntniskirche. LL 40

Pastor Hennecke in Hamburg hat sein Buch „Meister des Lebens" fast unverändert in zweiter Auflage herausgegeben. AELKZ 39 schreibt dazu: „Was wird nun das Ministerium sagen?"

In Württemberg sind die Austritte aus der evangelischen Kirche 1927 um 1019 gegen das Vorjahr zurückgegangen, der Prozentsatz der Taufen ist von 97 auf 98,3 % gewachsen, desgleichen die Zahl der evangelischen Trauungen bei katholischen und dissidentischen Mischehen.

Nuntius Pacelli hat am 10. September sich von dem Stadtsuperintendenten Professor Meichsner durch die Lutherstätten Wittenbergs führen lassen.

Die Sekte der Lorenzianer („Gemeinschaft in Christo") hat in Martelbüschel im Sächsischen Erzgebirge eine Kirche für 1500 Personen errichtet.

Die Rheinische Mission hat jetzt 391 826 gegen vor dem Kriege 231 205 Heidenchristen in Pflege, dagegen nur noch 43 341 gegen 51 789 Schüler in ihren 641 gegen 800 Volksschulen.

Niederösterreich mit Wien zählt 107 Orte, in denen jetzt evangelischer Gottesdienst abgehalten wird, gegen 19 vor 30 Jahren.

Von den evangelischen Gemeinden in Rußland sind nur noch 78 Kirchspiele besetzt, 63 seit langer Zeit verwaist.

Die evangelische rhätische Synode hat beschlossen, die Frauen unter der Bedingung des Zölibats zum eigentlichen Pfarramt zuzulassen. Der Beschluß bedarf noch der Genehmigung des Evangelischen Großen Rates und des Evangelischen Volkes.

Präsident Masaryk hat erklärt, daß die Deutschen der Tschechoslowakei keine Minderheit darstellen, sondern einen organischen Bestandteil des Staates.

Nach den statistischen Mitteilungen der Stadt Wien stellen sich die Konfessionsänderungen in den letzten drei Jahren dort folgendermaßen (in der Zahl der Konfessionslosen sind die Ausgetretenen, die sich einer anderen Konfession wieder angeschlossen haben, ohne dies ausdrücklich beim Austritt anzugeben, mit eingeschlossen):

1925: römische Kirche — 10 820, evangelische Kirche A. B. + 910, H. B. + 81, altkatholische Kirche + 1176, Judentum — 602, Andere — 2, Konfessionslose + 9267.

1926: römische — 12 826, A. B. + 403, H. B. + 107, altkatholische + 839, Juden — 653, Andere — 12, Konfessionslose + 12 242.

1927: römische — 28 285, A. B. + 108, H. B. — 2, altkatholische + 737, Juden — 787, Andere — 23, Konfessionslose + 28 252.

Zusammen in diesen drei Jahren: römische Kirche — 51 931, evangelische Kirche A. B. + 1421, H. B. + 186, altkatholische Kirche + 2752, Juden — 2042, Andere — 37, Konfessionslose + 49 761.

Der Verweser des immer noch nicht wieder besetzten fürstbischöflichen Stuhles in Brixen, Kapitelvikar Josef Mutschlechner, veröffentlicht im Diözesanblatt ein Schreiben an die Geistlichkeit und die Gläubigen der Diözese, das von den Kanzeln verlesen werden soll, und das unter ausdrücklicher Berufung auf die Zustimmung des Papstes die deutschen Eltern auffordert, ihre Kinder an dem für diesen Zweck jetzt eigens organisierten pfarramtlichen Religionsunterricht teilnehmen zu lassen. Die Anordnung der Schulbehörde, daß auch der Religionsunterricht in allen öffentlichen Volksschulen ausschließlich in italienischer Sprache erteilt werden müsse, stehe im Widerspruch mit den Anschauungen und Forderungen der Kirche: „die Wahrheiten unseres Glaubens sind so tief, daß nur die Muttersprache sie dem beschränkten Verstand des Kindes einigermaßen begreiflich machen kann."

Die Zahl der Muhammedaner beträgt nach den neuesten Feststellungen 235 Millionen, davon 106 in britischen Kolonien und Dominions, 94 in den Kolonien anderer westlicher Mächte und nur 35 in unabhängigen Staaten.

Über das Alkoholverbot in den Vereinigten Staaten sprechen sich die beiden Präsidentschaftskandidaten folgendermaßen aus: Hoover: „Ich bin nicht für die Aufhebung des 18. Verbotszusatzes und ich spreche mich für die strenge Durchführung der Ausführungsgesetze aus. ... Die Durchführungsgesetze derart abändern, daß sie erlauben, was die Verfassung verbietet, hieße die Verfassung nichtig machen." Smith: „Ich werde mich ehrlich bemühen, den 18. Verfassungszusatz und die anderen Bestimmungen der Bundesverfassung, sowie der Gesetze, die daraus entstehen, durchzuführen. ... Ich persönlich glaube, daß einige Änderungen wünschenswert wären. ... Ich glaube an die Mäßigkeit, aber mit dem gegenwärtigen System haben wir keine Mäßigkeit. Ich glaube an die Ehrfurcht vor dem Gesetz, aber heute untergräbt die Nichtbeachtung des Verbotsgesetzes in heimtückischer Weise die Achtung vor jedem Gesetz. ... Man würde eine unmittelbare Besserung der gegenwärtigen Verhältnisse erreichen, wenn man das Volksteadgesetz in der Weise abändern würde, daß es eine wissenschaftliche Definition des Alkoholgehaltes der berauschenden Getränke enthielte. ... Jeder Bundesstaat würde dann selbst den erlaubten Alkoholgehalt der Getränke bestimmen, unter der Bedingung, daß er nicht weiter geht als das vom Gesetz festgesetzte Höchstmaß. ... Ich persönlich bin für eine Änderung, die jedem Staate nach der Volksabstimmung das Recht gäbe, alkoholische Getränke einzuführen, herzustellen und zu verkaufen. Der Verkauf aber würde nur durch die Vermittlung des Staates selbst geschehen und es müßte verboten sein, alkoholische Getränke in einem öffentlichen Lokale zu genießen. ... Nie werde ich ein Gesetz empfehlen oder billigen, das direkt oder indirekt das Wiedererstehen der alkoholischen Wirtschaft (Saloon) erlauben würde."

Die als eigene Kirche organisierte Riograndenser Synode in Brasilien (85 Pfarrer, 295 Gemeinden, 137 000 Seelen) hat den Anschluß an den Deutschen Evangelischen Kirchenbund für den 1. Januar 1929 beschlossen.

Von Personen. Ernannt: Baron Paul Padmaniczky zum ord. Professor der staatlichen evangelischen theologischen Fakultät zu Sopron. Promoviert: zum D. Diakonissen-Mutterhaus-Direktor Pastor Johannes Burfeind-Rotenburg von Erlangen.

E St

Bücher und Schriften

Luther-Agende. Ein Kirchenbuch aus Luthers Schrifttum zusammengestellt und zum Gebrauch der Gegenwart herausgegeben. Von Otto Dietz. Bearbeitung des musikalischen Teils von Konrad Ameln. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928. 288 S. in Großformat. 12, geb. 15 M.

Diese neue Agende hat einen doppelten Charakter: einmal ist sie ein Quellenwerk, das Luthers Formulierungen der kirchlichen Handlungen zusammenträgt und ordnet, und so ein treues Bild von Luthers gottesdienstlichem Wollen und Handeln gibt; zugleich ist es ein Kirchenbuch, das der heutige Pfarrer zur Hand nehmen und in seiner amtlichen Tätigkeit benutzen soll.

Betrachten wir das Buch zunächst als Quellenwerk. In übersichtlicher Anordnung werden die Formulare des Sonn- und Feiertagsgottesdienstes und des Wochentagsgottesdienstes geboten. Zu Grunde liegt die Ordnung der „Deutschen Messe", vermehrt um Versikel, Kollekten und Lieder für die Festtage und besonderen kirchlichen Zeiten, um Vermahnungen, Gebete und Vota zu allen Gottesdiensten. Hierzu sind herangeholt Luthers verschiedene Bearbeitungen des Katechismusstoffes, das Betbüchlein, ferner Predigten, Tischreden und Briefe, endlich Stücke aus Schriften, die sich mit der Reform oder mit dem Gegenstand der Messe bzw. des Gottesdienstes befassen. Das Ergebnis dieser Quellensammlung ist ein Bild des Lutherschen Gottesdienstes, und zwar auf seinem Gang durch das Kirchenjahr.

Dieses Bild ist vor Allem wichtig durch alles, was es über die bekannte Form der „Deutschen Messe" hinaus bietet. Was dort nur in Stichwort und Überschrift genannt wird — weil es als bekannt vorausgesetzt werden konnte —, das ist hier aus Luthers Schrifttum ergänzt und vervollständigt. Gilt dies schon von dem Text, so war eine schwierigere Aufgabe zu lösen bei der quellenmäßigen Wiedergabe der zu Luthers Zeit gesungenen Stücke des Gottesdienstes; denn auch hier ist die „Deutsche Messe" nicht vollständig und muß von anderswoher ergänzt werden. Dies war die Aufgabe des musikalischen Mitarbeiters, der aus der gleichzeitigen oder unmittelbar anschließenden reformatorischen Tradition die fehlenden Weisen zu den Altargesängen hinzufügte.

Ähnliches gilt für den zweiten Teil des Buchs, der Ordnung, Vermahnungen, Gebete und Lieder für Ordination, Taufe, Beichte, Trauung, Krankenbesuch, Begräbnis und Kirchweihe enthält. Auch hier ist ein treues Bild von Luthers kirchlichem Wirken gegeben.

Aber das ist nicht die letzte Absicht des Buches. Es will — das zeigt nicht nur die Aufmachung, sondern auch das Vorwort und die zum Teil eingebenden historischen und praktischen Anmerkungen — ein Kirchenbuch sein. In welchem Sinne kann es das sein? Offenbar nicht in dem Sinne, daß wir heute die Lutherische Form der Messe als die klassische Form protestantischen Gottesdienstes anerkennen und übernehmen; davor warnt das vorangestellte Lutherwort, daß ihm an seiner Wittenberger Ordnung gar nichts gelegen sei, „daß sie ja kein nötiges Gesetz daraus machen ..., sondern der christlichen Freiheit nach ihres Gefallens gebrauchen" usw. Aber in welchem Sinne dann? Mir scheint, in doppeltem: Einmal erscheint diese quellentreue Ordnung des Lutherschen Gottesdienstes an einem Zeitpunkt, an dem die liturgischen Fragen im Flusse sind und über kurz oder lang auch zu neuen Formulierungen in den Landeskirchen führen müssen. Daß zu solcher neuen Arbeit nicht nur die Ordnungen der verschiedenen liturgischen Bewegungen vorgelegt werden, sondern auch die Ordnung Luthers, ist wichtig.

Aber auch für den Pfarrer im Amt ist das Kirchenbuch da. Er wird aus ihm historisch lernen, sofern er hier Interesse hat; vor allem aber wird er die Lutherschen Formulare zu den Gottesdiensten und Kasualien verwenden, indem er sie in den Zusammenhang der Agende seiner Landeskirche hineinstellt. Hier wird man anfangen zu schöpfen, was die „Lutheragende" gesammelt hat, man wird merken, wie unmittelbar noch heute Luthers Sprache verstanden wird, und man wird lernen für die eigene liturgische Sprache. So ist es auch für den Pfarrer ein Kirchenbuch, das ihm für seine Tätigkeit wertvolles Material und fruchtbare Anregung bietet.

Wilhelm Wolff

Liederschlüssel. — Ein Handbuch zum Gesangbuch vor allem für Pfarrer, Religionslehrer und Kirchenmusiker, mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen evangelischen Gesangbuchs und des Thüringer evangelischen Gesangbuchs, bearbeitet von Otto Michaelis. Gotha, Leopold Klotz 1928. 476 S. Geb. 8 M.

Ein Buch, das mit viel Fleiß, und vor allem mit viel Liebe geschrieben ist, und dem wir nur die weiteste Verbreitung wünschen können. Heute, wo man mehr als je wieder um die Neugestaltung und -belebung des Gottesdienstes ringt, kommt ein solches Werk, das mit Geschichte und Geist des evangelischen Chorals vertraut machen möchte, gerade zur rechten Zeit. Der Verfasser, der einst in Straßburg zu Spittas Füßen gesessen hat; verwertet in diesem Buche, das zunächst als Kommentar zum neuen Thüringer Gesangbuch gedacht ist, neben den Anregungen seines früheren Lehrers vor allem die Forschungsergebnisse eines Nelle und Koch und ergänzt sie gleichzeitig bis auf die jüngste Gegenwart. Studenten, Religionslehrern und Geistlichen, denen die Zeit zum einachen den Studium größerer Werke mangelt, wird hier auf 240 Seiten ein praktisches Handbuch der Hymnologie geboten. Prächtig auf

Spalte 6—19 die Winke für den Pfarrer, die wohl keiner ohne inneren Gewinn lesen wird! Besonders der Abschnitt über die Verwertbarkeit der Lieder! In dem alphabetischen Verzeichnis der Dichter und Komponisten sind diesmal die weniger bekannten Namen ausführlich behandelt; zur besseren Charakteristik ist öfters ein trefflich ausgewählter Vers oder ein typisches Lied in die Darstellung verwoben, was die Lektüre zu einem Genuß macht. Anerkennende Urteile berühmter Männer über Lied und Liederdichter mögen dem Religionslehrer Anregungen geben oder wohl ab und zu apologetisches Material für die Predigt liefern. Besonders ergriffen hat uns die Notiz über Johann Sebastian Bach. — Die ausführlichen Register (Strophen-, Orts- und Liederverzeichnis) am Schluß des Bandes machen das Werk auch für denjenigen brauchbar, der das Thüringer Gesangbuch nicht zur Hand hat.

Beblenheim, Elsaß Edouard Helmlinger

Die Philipps-Universität zu Marburg 1527—1927. Fünf Kapitel aus ihrer Geschichte (1527—1868) von H. Hermelink und S. A. Kähler. Die Universität seit 1866 in Einzeldarstellungen. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1927. 805 Quartseiten. Tafeln. 30, geb. 35 M.

Es ist ein zweifelhaftes Glück für Autoren (und für den Verlag), wenn ein Buch gar zu gut ausgestattet ist. Am Preise liegt es in diesem Falle nicht, er ist sehr billig zu nennen. Aber der schwere Band, doppelt so schwer als eine gewöhnliche Bibel, mag dem Vertrieb, dem Kauf, der Lektüre wohl hinderlich sein. Und das ist schade. So bleibt das Gute, was in diesem Bande steckt, ungelohnt. Die Darstellungen der Gegenwart von Männern des Fachs (der Theologie von Fülicher) werden noch am raschesten gelesen und ausgebeutet worden sein. Aber die historische Monographie, in die Hermelink und Kähler sich geteilt haben, ist gewiß nicht genug zur Geltung gekommen. Hermelink führt die Geschichte bis 1653; es ist ja wesentlich Reformations- und Theologie-Geschichte, obwohl die andern Fakultäten wahrlich auch ihr Teil bekommen: gerade dieser Zusammenhang gehört zu dem Interessanten an dem reichen Detail. Insgesamt 235 Quartseiten mit viel klein gedruckten Anmerkungen. Hat Hermelink einst mit Tübinger Fakultätsgeschichte debutiert, so hat er hier weiter seine Beherrschung dieses Gebiets bewiesen. Und Kähler tritt ihm ebenbürtig zur Seite. Mit Christian Wolff gewinnt ja die Marburger Hochschule neuen Wert für die deutsche Geistesgeschichte. Wiewohl sie auch vorher ihr Teil beigetragen hat als die eigentliche Kampfesstätte um den eindringenden Cartesianismus! Seit Aristoteles, seit 1000 Jahren, einmal ein neuer Philosoph, der Anerkennung verlangte von der Theologie und auch den andern Fakultäten. Aber wie klein waren dabei die Verhältnisse, wie eng! Man muß sich wundern, daß auf diesem Hintergrunde noch so viel geistiges Leben erblühen konnte. — Unsere Empfehlung des Werks kommt spät. Indessen veraltet ist ja daran nichts. Und wie 1927, so wird 1929 Marburg noch einmal im Mittelpunkte des öffentlichen Interesses stehen. Denn mag der historische Sinn noch so gesunken sein und weiterhin darnieder liegen, am Marburger Religionsgespräch werden wenigstens Theologie und Kirche nicht vorübergehen. Rade

Der religiöse Sinn der Klassik Schillers. Zum Verhältnis von Christentum und Idealismus. Von Gerhard Fricke. (Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus" herausgegeben von P. Althaus, K. Barth und K. Heim.) München, Chr. Kaiser Verlag 1927. 389 S. 9.50, geb. 11 M.

Das Buch hat zu dem „Idealismusstreit" wirklich etwas Neues und Eigenes zu sagen. Der von der radikal-positiven Theologie herkommende Verfasser läßt dem Idealismus in der Gestalt „eines seiner reinsten Bekenner" Gerechtigkeit widerfahren; er wendet sich sowohl gegen die von Gundolf, Korff u. a. vertretene Auffassung des Idealismus als einer pantheistisch-mystischen Identitätsreligiösität wie gegen die theologische Befehdung eines so verzeichneten Idealismus. An einer mit sinnvoll monographischer Beschränkung in die Tiefe dringenden Analyse der Gestalt und des Werkes Schillers wird das eigentliche Anliegen des Idealismus deutlich gemacht: auf dem Wege der reinen Innerlichkeit, aber nur in praktisch-ethischer, tathafter Haltung das religiöse Gewißheitsproblem zu lösen. Der Abfall von der Reformation zur Orthodoxie mußte zu diesem „ergreifenden Versuch des deutschen Geistes, neben der versagenden Kirche und gegen sie die verloren gegangene religiöse Gewißheit wiederherzustellen" als zu einem der Reformation analogen Vorgang schließlich führen. Das nicht immer sprachlich ganz durchsichtig und nicht leicht geschriebene Buch zeigt eindringlich und überzeugend, wie Schiller in ergreifendem Ringen durch das Grunderlebnis des „heiligen Sollens" die Gewißheit der religiösen Sphäre, soweit sie Forderung an uns bedeutet, entdeckt, aus diesem „transzendentalen", nie psychologisch oder mystisch gegebenen Unbedingten heraus sein Werk gestaltet und in entsagender Wahrhaftigkeit auf den Scheintrost des Rückfalls in eine gegenständliche Metaphysik verzichtend in der dauernden Spannung von Sollen und Sein, auch als Künstler, lebt. Die religiöse Fülle und Lebendigkeit der vom 19. Jahrhundert formalistisch oder subjektivistisch verstandenen Schillerschen Grundbegriffe wird deutlich. Wir spüren etwas von dem Glanz und dem Geheimnis „des mächtigen und verzehrenden Geistes Schillers", dessen unentstellten Wesens wir bedürfen.

Die Größe des Idealismus bedingt auch seine Grenze; — er bleibt diesseits der Offenbarung. Aber wie damals, so hat er auch heute Recht gegenüber einer Religion, die vergißt, daß auch die Offenbarung nur in der Haltung reiner, immer in der Entscheidung lebendiger Innerlichkeit gehört werden kann. So verstandener Idealismus ist geradezu die Voraussetzung für ein neues, aus reformatorischem Geist geborenes persönliches Verhältnis zu Gott. Fritz Haufe

Karl Graß. Ein Balte aus Schillers Freundeskreise. 156 S. und 15 Abbildungen. Mit Porto 4 M.

Zu dem Kreise von jungen Männern, die sich in Jena um Schiller scharten und von ihm bestimmende Einwirkungen empfingen, gehörte auch ein Livländer Karl Graß. Sein Name ist in vielen Literaturgeschichten bei der Krankheit Schillers in Rudolstadt genannt. Hier liegt eine ausführliche Lebensbeschreibung vor. Eine sympathische, von schönem Idealismus angehauchte Persönlichkeit ist durch dieses namentlich auch in kulturhistorischer Beziehung viel des Interessanten bietende Buch für unsere Generation wieder lebendig geworden. Zu beziehen durch Pfarrer Wilhelm Graß in Libau in Lettland, Kirchenstraße 8. R

Die Frauenbewegung. Geschichte, Probleme, Ziele. Von Agnes v. Zahn-Harnack. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft (1928). 376 S. Mit Tafel und Bildern. Geb. 5, für Mitglieder der Buchgemeinschaft 3 M.

Ein ungemein reichhaltiges, in seiner Art vollkommenes Buch. Der ganze Stoff, den der Titel verspricht, ist in einer ebenso fesselnden wie unterrichtenden Manier aufgerollt; man wird fast erstickt von der drängenden Fülle, aber die Darstellung sorgt immer wieder für Luft und Licht. Wie anziehend ist gleich die Erörterung am Eingang darüber, was eigentlich eine „Bewegung" sei! Und wie reich und groß ist nun diese Bewegung selbst. Gleich im zweiten Kapitel wird man in die Geschichte und den Stand des heutigen Kampfes um eine bessere Sittlichkeit eingeführt (der nicht sein würde und der nicht siegen kann ohne die Frau) auf 120 eng gedruckten Seiten, mit dankenswertem Eingehen auf unsere jüngste Gesetzgebung und erwünschten Literaturnachweisen. Das dritte Kapitel handelt auf 126 Seiten von Frauenbildung und Frauenberuf: welch dramatische und im Erfolg erstaunliche Entwicklung! Erstaunlicher fast noch das vierte, politische Kapitel; aber wie groß sind da noch die Hemmungen. 88 Seiten. Schließlich Kapitel 5: Die internationalen Beziehungen der deutschen Frauenbewegung. Das Ganze ein Stück Kulturgeschichte der letzten fünfzig Jahre, dem an Wichtigkeit wenig gleichzuachten ist, mit sicherer Hand gezeichnet. Sich auf Einzelheiten einlassen ist unmöglich. Auf den Abschnitt über die Frauenbewegung in der Kirche sei doch besonders hingewiesen: 17 Seiten. Und schließlich das Buch den Männern anempfohlen als eine sehr heilsame, des Nachdenkens werte Lektüre; die Frauen werden es hoffentlich von selber lesen *). Rade

Meine Erlebnisse unter Strafgefangenen. Von Lenka von Koerber. Stuttgart, Walter Haedecke. 150 S. 3.20, geb. 4.50 M.

Ein rein menschliches Buch, ohne Theorie und Gesetzlichkeit, aus dem Willen heraus geschrieben, uns neben die Entgleisten unsers bürgerlichen Lebens zu stellen, sie als Brüder und Schwestern zu sehen, die wir verstehen und denen wir helfen müssen. Aus eigener reicher Erfahrung schildert die Verfasserin Lebensschicksale von ihr betreuter Gefangenen, weist auf die psychologischen, sozialen, oft so zufälligen, verhängnisvollen Ursachen von Schuld und Verbrechen hin, führt in unser heutiges Strafvollzugsverfahren und unser Gefängniswesen ein, knüpft Betrachtungen und Forderungen daran an.

Wer, Mann oder Frau, sich noch nicht näher mit dem Schicksal unsrer Gefangenen und der schweren Not der Entlassenen beschäftigt hat, soll dieses warmherzige, erschütternde und gewissenweckende Buch lesen. Dora Rade

Das Phänomen von Konnersreuth im Licht evangelischen Glaubens. Von Pfarrer Lic. Simon. Leipzig, Volksdienst-Verlag 1927. 47 S. Geb. 1.20 M.

Der Pfarrer des Konnersreuth benachbarten Arzberg ist gewiß berufen, über die werdende „Heilige" zu schreiben. Aus gutem Tatsachenmaterial gibt er ein Bild der Resel und kommt gleich mir und dem Generaloberarzt Dr. Blau (CW 1927, 19—20 und 22) zu dem Ergebnis eines psycho-physischen Phänomens katholischer Passionsmystik. Auch in der religiösen Beurteilung decken wir uns weithin. Aber darin kann ich ihm nicht mehr zustimmen, wenn er so scharf zwischen Natur- und Heilswundern, zwischen biblischen und unbiblischen Wundern trennt. Die Stigmatisierte ist zweifellos eine anima candida, wenn schon Verfasser einen Ungehorsam gegen ihre Kirche konstruieren will; auch wirkt ihre Passion Leben umgestaltend für katholische Leute, und es sind doch mehr Fälle von leiblicher und seelischer Wandlung durch ihre Passion beglaubigt als der Fall einer durch Anblick geisteskrank gewordenen Frau. Daß es unter evangelischen Bauernmädchen welche gibt, die ihr ethisch und religiös überlegen sein mögen, glaube ich auch; aber daß gerade Gemeinschaftskreise dafür eine besondere Gewähr böten,

*) Dem in einer Auflage von 10 000 gedruckten Buche ist in seinen jetzt zum Verkauf kommenden Exemplaren ein Sach- und Personenregister beigefügt.

wie Verfasser S. 34 andeutet, scheint mir einseitig. Die Behauptung, daß Gott nur gesunde Menschen will und nicht Patienten, die sich von Anderen pflegen lassen, scheint mir durch das Problem der Idiotie widerlegt. Auch habe ich bei meiner Anwesenheit nicht den Eindruck gehabt, daß Jesu Person und sein Leiden hinter dem Geschauten verblaßten, noch daß die Resel und die Zuschauer bloß ästhetisch und nicht religiös genössen. Vielleicht kann man ihm Recht geben darin, daß die Stigmatisierte der Erkenntnis: mea culpa, mea maxima culpa! entbehre, aber im allgemeinen scheint mir der Verfasser die bedingten religiösen Inhalte und Werte des Vorganges zu unterschätzen. Theodor Devaranne

Válka Čechů s Nemsi. Von Emanuel Rádl. Prag, Čin 1928. 30 Kronen.

„Der Krieg der Tschechen mit den Deutschen" ist ein mutiges Buch des Prager Philosophen Radl. Er untersucht zunächst die bisherige Darstellung des Verhältnisses der beiden Nationen auf dem Boden der Länder der Böhmischen Krone. Er weist an zwei Beispielen nach, wie der nationalistisch gefärbte Liberalismus des 19. Jahrhunderts das Verhältnis verzeichnet hat.

Das mangelnde Verständnis für kirchliche und religiöse Verhältnisse führte die liberale Geschichtsschreibung (Palacky u. A.) dazu, aus Cyrill und Methodius nationale Vorkämpfer zu machen. Radl weist nach, daß es sich um den Kampf zwischen Ost- und Westkirche handelt, in dem sowohl Tschechen wie Deutsche nicht einheitlich auf der einen oder anderen der beiden Seiten standen.

Das andere Beispiel ist ihm das Kuttenberger Dekret, das der Anlaß zum Auszug der deutschen Studentenschaft nach Leipzig war. Auch hier weist er nach, daß es eigentlich um den Gegensatz von Realismus und Nominalismus, Wiclifismus und Katholische Kirche sich gehandelt hat, der dann allerdings darum, weil Hus und die Seinen nicht prinzipiell den Gegensatz erfaßten, ins Nationale abglitt.

Endlich kommt er auf die Gestaltung, die Verfassung und Gesetzgebung dem Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen im neuen tschechoslowakischen Staat gegeben hat. Er wagt es zuzugeben, daß die Verfassung der deutschen großen Minderheit gegenüber nicht gerecht genug gehalten ist, und findet die Lösung, die das Problem gefunden hat, bedenklich. Er sieht darin eine Überschätzung der Nation wie des Staates, die beide nicht als das höchste Ziel gelten können. Das Problem stehe vielmehr so: Jesus oder Cäsar, wie das Masaryk, an dem er sonst auch Kritik übt, in seinen Memoiren formuliert hat.

Auf die aktuelle Seite seines Buches müssen wir noch zurückkommen. Auf Eins muß aber hingewiesen werden: Radl ist heutzutage so sehr Alleingänger, daß nicht einmal die Realisten, die frühere kleine Gruppe um Masaryk, die jetzt in den verschiedenen Parteien zerstreut sind, als Vertreter dieses Standpunktes in Betracht kommen. Radl spricht das auch ganz offen aus, wie allein er mit seinen Gedanken steht *). Es wäre auch zu bedauern, wenn sein Buch nur als Waffe in dem politischen Kampf um die Minderheitsrechte benutzt würde. Er sucht die Auseinandersetzung auf ein anderes Niveau zu heben, und es wäre erfreulich, wenn auch auf deutscher Seite ihm auf derselben Höhenlage geantwortet würde. Denn darin mögen seine Schlußworte wohl recht haben: Das Schicksal nicht nur der tschechoslowakischen Republik, sondern auch Mittel- und Osteuropas überhaupt hängt an der gerechten Lösung des Problems, wie Deutsche und Tschechen miteinander leben sollen.

Die Aufgabe der Christen wird es sein, dafür einzutreten, daß diese Lösung im Geiste Christi geschieht, wie dies Radl vorschwebt.

Walter E Schmidt

Verschiedenes

Zu Brunner, „Der Mittler"

Das Lieblingswort in einem Buche verrät die Grundrichtung seines Verfassers. In Brunners Buch „Der Mittler" kommt sehr oft das Wort „ernst" vor. Man könnte Brunners Theologie als todernste Theologie bezeichnen. Da ist nichts von gemütlicher „Zuschauertheologie". (Ausdruck von Barth.) Vor Jahrzehnten nannte einmal Jemand im Gespräche die Theologie von Wilhelm Herrmann eine fromme Theologie.

Todernste Theologie ist zugleich fromme Theologie. (Psalm 90, 12 und das Gleichnis von den fünf klugen Jungfrauen.) Von Paul Jaeger stammt wohl das Wort, Christen seien ernst-fröhliche Menschen. Beim Lesen des Buches von Brunner gewinnt man nicht den Eindruck, daß er — nur — ein ernst-fröhlicher Mensch ist. Wer weiß, daß „die christliche Gewißheit zur linken Hand immer die Ungewißheit hat", daß „certitudo niemals securitas ist", der kann nicht nur ernst-fröhlich, freilich auch nicht nur ernst-traurig sein. Wer an geschehene Versöhnung der Menschheit durch Gott in Christus mit Gott glaubt, kann nicht nur traurig sein. In Hoffnung freut sich nur derjenige auf ewiges sündloses Leben, der traurig ist, daß er immer noch Sünder ist und hier immer Sünder bleibt.

*) Nach Allem, was wir über die erste Aufnahme des Buches hören, scheint es doch viel mehr Sympathie gefunden zu haben, als der Verfasser selbst erwartet hat. R

„Reif sein ist alles." Wer ist reif? Ernst sein ist alles. Von der viel umstrittenen Dialektik jeder echt christlichen Theologie sagt Brunner S. 470, Anm., sie solle nichts Anderes als die Unauflöslichkeit dieser Zweiheit (Heiligkeit und Liebe, Offenbarung und Verhüllung, Barmherzigkeit und Zorn) gedanklich zum Ausdruck bringen.

Ein zweites Lieblingswort in Brunners Buch ist das Wort Geheimnis. Theologie ist auch als Offenbarungstheologie Mysteriologie (mysterium et timendum et amandum) *). Georg Kirchner

Theologinnen

Man wird immer wieder gefragt, welche Aussichten Töchter unserer Kirche haben, wenn sie Theologie studieren. Tatsache ist, daß wir im vorigen Sommersemester 140 eingeschriebene Frauen an unsern deutschen Fakultäten zählten: Tübingen 34, Berlin 18, Marburg 15, Erlangen 12, Greifswald 9, Heidelberg und Münster 8, Kiel 7, Jena und Rostock 5, Göttingen, Halle und Königsberg 4, Leipzig 3, Bonn und Breslau 2. Im SS 1927 waren es 95, im WS 27/28 96. Der Drang zur Theologie ist also bei den weiblichen Studierenden im Zunehmen, von den männlichen kann man das im gleichen Maße nicht sagen. Diese alle wählten ihr Studium trotz der Unsicherheit des Letzt-Erreichbaren, aus reiner Leidenschaft. Was aber die Aussichten anlangt, so tritt ja mit dem 1. Oktober in der preußischen Landeskirche eine Ordnung in Kraft, die man nur als einen Fortschritt bezeichnen kann. So geht es auch in andern Landeskirchen, auch außerdeutschen, automatisch voran. Die positive Mitarbeit der Frau in der Kirche, wo immer sie zugreifen will und kann, abzulehnen ist die Kirche gar nicht mehr in der Lage. Es ist wahrlich kein Staat damit zu machen, was die Kirche heute als Männerkirche bedeutet. Mögen nur die Frauen die Männer eifersüchtig machen auf den Kirchendienst; mögen sie neben die Männerpredigt eine Frauenpredigt setzen, die eine Verkündigung mit neuen Zungen ist. Empfindet, denkt die Frau anders als der Mann, so ist die gegenseitige Ergänzung auf diesem Gebiete bis zum letzten Rest der gegebenen Möglichkeit einfach notwendig. Es schadet aber nichts, wenn der praktische Fortschritt sich langsam vollzieht. Die Frauen müssen sich nur darüber klar sein, daß die Hemmungen viel weniger schwer von den Männern ausgehen als von den Frauen selbst. Und zwar auch von den Theologinnen. Wenn sie sich ihr Ziel nicht höher stecken, muß es ja langsam vorangehen. Es ist ein großer Fehler, wenn eine Organisation sich bei ihrer öffentlichen Arbeit auf die Proklamation des eben Nächst-Erreichbaren beschränkt. Man soll überall neben dem nächsten Schritt das Maximum des Begehrens fest ins Auge fassen. Nur so reißt man mit und kommt Schritt für Schritt voran. — Aber um zum Ausgang zurückzukehren: es begegnet einem immer wieder Nachfrage nach voll ausgebildeten Theologinnen, ohne daß Angebot vorhanden wäre. Im Inseratenteil der vorigen Nummer kommt es auch wieder zur Erscheinung. 140 Studentinnen bedeuten eben nicht 140 Frauen, die den Weg wirklich zu Ende gehen. So ist auch von dieser Seite her dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. R

Kleine Mitteilungen

Über Eisenach — Augustusburg — Basel in nächster Nummer.

Die angekündigten Dokumente und Berichte über die Britisch-Deutsche Theologenkonferenz auf der Wartburg (vgl. unsre Nr. 18) sind im Oktoberheft der „Theologischen Blätter" erschienen. Das einzelne Heft ist vom Verlag, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, Leipzig, für 2 M. zu beziehen.

Von D. Siegmund-Schultze liegt vor: „Um den Weltfrieden!" Erster Gesamtbericht der Prager Weltkirchenkonferenz. Berlin-Steglitz, Evangelischer Preßverband. 3.50 M. R

*) Wie aber, wenn man im Banne dieser Theologie nun doch nicht aus dem „Geheimnis" und aus der „Traurigkeit" herauskommt? Wo bleiben dann die „Offenbarung" und „Erlösung"? Und wenn die Propheten es fertig bringen, was wird aus dem armen Volk? (Zu dem sich der Schreiber dieses rechnet.) R

Versammlungskalender

22.—24. Oktober Lutherische Gotteskastenvereine Zittau
24.—27. Oktober Theologinnen Marburg
28. Oktober — 1. November Heimatmission, Lehrgang für Pfarrer, Reinstedt

Verantwortlich: Mag. Theol. Hans Schimmelpfeng, Ph. D., Marburg a. L.

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt Nr. 41: Einsamkeit als Segen (Wintermann). Moderne Apologetik (Köhler). Vom Sinn des Christusbildes (Rust). Rassegedanke und Christentum (Schubring). Hochzeit im Herbstlicht (Jungnickel). Es blüht ein Garten (Schmidt). Von gestern usw. (Rel. Sozialisten, Geburtenrückgang, Das Vorbild, Pacelli, Ostasien-Mission, Schweizer Reformtag). Kirchenwahlen in Preußen. Erklärungen des 30. Protestantentages.
Inhalt Nr. 42: Festhalten (Wintermann). Eröffnungsrede zum Protestantentag (Luther). Maulbronner Fugen (Goldschmit). Von der neuen RGG. (Schubring). Von gestern usw. (Konkordat, Ev. Kirche und Lehrervereine). Kirchenwahlen in Altpreußen: Zwei Wahlaufrufe.

PHILOSOPHIE UND LEBEN

Herausgeber:

Professor Dr. August Messer

INHALT DER LETZTEN HEFTE:

Kultur und Zivilisation. Von A. Messer / Das Ende des „laissez faire". Von A. Vierkandt / Willy Schlüters Führungslehre / Theodor Lessings Geschichtsbild. Von R. Strathmann. (Januar 1928.)

Die Bedeutung der Genußmittel für den modernen Kulturmenschen. Von F. Gertkemper / Die Mazdaznan-Bewegung / Zur philosophischen Begründung der Enthaltsamkeit. Von August Messer / Gerechtigkeit. Von Reinhard Strecker / Ich kann's nicht mehr. Von Ernst Rolffs. (Februar 1928.)

Das Rätsel von Konnersreuth. Von A. Messer / Moderne protestantische Theologen über die Wunder. — I. Gottfried Traub. II. Wilhelm Herrmann. (März 1928.)

Erziehung als Lebenshilfe. Von Ernst Goldbeck / Bildung als Weg zur Totalität. Von Martin Weise / Vitalität und Produktivität — die beiden Grundpfeiler in Paul Oestreichs Lebens- und Lehrgebäude. Von Otto Tacke. (April 1928.)

Erkenntnistheorie und Leben. Von Rudolf Weinmann / Kantianismus und Realismus. Ein Meinungsaustausch zwischen Karl Meißinger und August Messer / Die Wahrheitsfrage in der modernen Religionsphilosophie. Von Robert Jelke / Lust der Erkenntnis. Von Thekla Merwin. (Mai 1928.)

Die Bedeutung der Gesellschaftslage für das Geistesleben. Von Paul Tillich / Haben die religiösen Erlebnisse Erkenntniswert? Von Rudolf Klee / Kraft und Liebe. Von Max Seber / Intuition und Konfusion. Von Joh. M. Verweyen. (Juni 1928.)

Frauenfrage um 1800 und 1900 / Verkehrtgeschlechtlichkeit. Nach Maria Groener / Die geschlechtliche Not unserer Jugend. Von Emil Schlegel / Weib und — Menschentum. Von Paula Messer-Platz / Zu § 218 des Str.-G.-B. (Juli 1928.)

Der Geist, sein Weg und seine drei Verwandlungen. I. Von Eugen Oertel / Zur Begründung der Ethik. Von August Messer / Zur Einführung in die Philosophie. VI. / Lesefrüchte: Eros und Ewigkeit. (August 1928.)

M. Weber und R. Wilbrandt über Aufgaben der Wirtschaftswissenschaft. Von August Messer / Gestaltung. Von Helene Bulle / Zu Glasenapps Danteauslegung. (September 1928.)

Jedes Heft enthält ferner einen Abschnitt

Aussprache

den Niederschlag des umfangreichen Briefwechsels des Herausgebers mit den Lesern von „Philosophie und Leben", ferner einen Abschnitt **„Zur Einführung in die Philosophie"** (Kurze Aufsätze über Grundbegriffe und Grundfragen der Philosophie)

Bezugspreis: Vierteljährlich 3 Hefte 2.—, Einzelhefte —.80

Vierteljährlich außerdem wertvolle

unentgeltliche Buchbeigaben

Bisher wurden beigegeben:

1927 **Kleines philosophisches Wörterbuch.** Von R. Odebrecht. 86 S. / **Darwins Stellung zum Gottesglauben.** Von R. Stölzle. 34 S. / **Fichtes Reden in Kernworten.** Mit Geleitwort von Rud. Eucken. II, 102 S. Vornehmer Halbleinen-Geschenkband.

1928 **Der Mensch.** Von Johannes Rehmke. 62 S. / **Kant, Über Pädagogik.** 62 S. / **Lehrbuch der philosophischen Propädeutik.** Von Rudolf Lehmann. VIII, 178 S.

Diese Buchbeigaben hätten im Laden M 10.— gekostet

Die Buchbeigaben werden, soweit der Vorrat reicht, den während des Kalenderjahres beitretenden Abonnenten nachgeliefert.

Probeheft umsonst vom Verlag

FELIX MEINER LEIPZIG

CHB MDCCLXIII

Soeben erscheint:

Albert Schweitzer

MITTEILUNGEN AUS LAMBARENE

Heft 1 und 2 Frühjahr 1924 bis Sommer 1925.
164 S. 8°, mit 8 Abb. M. 4.20

Heft 3 Herbst 1925 bis Sommer 1927.
74 S. 8°, mit 6 Abb. M. 2.—

„Diese Berichte Schweitzers aus Lambarene werden für den Leser Erlebnis. Schweitzer, der Arzt-Missionar, erzählt in einfacher Weise von seiner Wirksamkeit unter Negern. Wir erfahren von den Krankheiten in Afrika, von medizinischen Behandlungen, Resultaten, Mißerfolgen, hören von der Natur des Landes, vom Leben der schwarzen Bevölkerung kleine Züge, die unglaublich charakteristisch sind, und hören von den großen Schwierigkeiten, mit denen Schweitzer zu kämpfen hat, sowohl als Arzt, als Bauherr und als Mensch, und dies alles lesen wir in einfachen sachlichen Sätzen. Schon nach wenigen Seiten sind wir so gefesselt, so im Banne einer Phantasie, die nicht erdichtet, sondern aus dem tatsächlichen Leben dieses großen Menschen quillt, daß wir die Schrift nicht eher weglegen können, als bis wir sie zu Ende gelesen haben. Diese Berichte sind Zeugnisse, daß Denken und Leben auf der höchsten Stufe der Kultur in Einklang gebracht werden können und daß der oberste Begriff Schweitzers: ‚Ehrfurcht vor dem Leben' von ihm in ergreifender Vollendung verwirklicht wird." Paul v. Klenau in der Frankf. Ztg.

*

Erik Peterson

DIE KIRCHE

Geheftet M. 1.20

Es treibt den Verfasser, einen gründlichen Kenner der urchristlichen Zeitgeschichte, seine historischen Einsichten in das Wesen der Kirche nicht einfach auf sich beruhen zu lassen, sondern daraus Schlüsse auf die Nöte der Gegenwart zu ziehen. Ihn beunruhigt der fortschreitende Amerikanisierungsprozeß unseres Lebens, der auch die evangelische Kirche zu ergreifen droht und diese zu Sekten degradieren wird. Erik Petersons Schrift gehört also zu den wichtigsten Kundgebungen des Protestantismus in den letzten Jahren und verdient aufmerksamste Beachtung seitens der Theologen und aller, für die die Kirche noch etwas bedeutet. Auch die Katholiken werden an dieser Schrift nicht vorübergehen können.

VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

Die ökumenische Predigt

bei Gelegenheit der internationalen Kirchentagungen der letzten Jahre hat nicht selten auf das stärkste in die weltweite Diskussion, die gegenwärtig die Christenheit durchzieht, ergriffen. Erinnert sei nur an die Predigt des Bischofs von Winchester zu Beginn der großen Stockholmer Tagung von 1925 oder an diejenige des finnischen Bischofs Gummerus in Helsingfors zur Eröffnung der christlichen Jungmännerweltkonferenz, die beide seinerzeit in den „Pastoralblättern" in deutscher Sprache veröffentlicht worden sind. Die gleiche Zeitschrift bringt jetzt auch die Predigt, die der derzeitige Vorsitzende des Fortsetzungsausschusses der Weltkonferenz für praktisches Christentum, Metropolit Germanos von Thyatira unlängst in der deutschen-evangelischen Kirche in Prag bei Gelegenheit der dortigen Weltkirchenkonferenz gehalten hat. Sie ist dadurch besonders interessant, daß sie ebenso wie die erwähnten früheren ökumenischen Predigten die Diskussion über das Reich Gottes aufnimmt und weiterführt. — Das November-Heft der „Pastoralblätter" (Verlag L. Ungelenk-Dresden-A. 24) bringt im übrigen diesmal als Leitaufsatz eine Auseinandersetzung von Wilhelm Schreiner über „Wort und Bild in der Sprache der Verkündigung", der sich eine Untersuchung von Lic. Flemming über die Wissenschaft im Verhältnis zur Volkstümlichkeit der Predigt anschließt. Die homiletischen Beiträge der Zeitschrift, die diesmal bis in die Adventszeit hineinreichen, bringen u. a. Predigten von Professor D. Oepke-Leipzig, D. Hesselbacher-Baden-Baden, Generalsuperintendent D. Dr. Kalweit-Danzig. Eine feinsinnige Betrachtung von Esther von Kirchbach-Dresden über „Verbundene Augen", die sich an die Pfarrfrauen richtet, schließt das Heft ab.

Heim der Freunde der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Mittagstisch

auch veget. und diät. (nach Lahmann, Ragnar Berg, Bircher Benner)

Haus Burgfriede

Hamburg 24, Graumannsweg 30a, 10—15 Min. v. Hauptbahnhof beste Hoch- und Straßenbahnverbindung

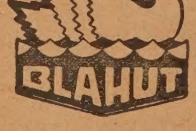
Mäßige Preise. Tischzeit 12—4 Uhr, Sonntags geschlossen

Inhaberin: Louise Arents

früher Hausmutter im Heim der Freunde d. Christl. Welt, Friedrichroda.

Beste **deutsche** Bezugsquelle.

Billige böhmische Bettfedern



1 Pfd. **graue**, geschlissene M. 0.80 und 1.—, **halbweiße** M. 1.20, **weiße**, flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, **Herrschaftsschleiß** M. 4.—, bester **Halbflaum** M. 5.— u. 6.—, ungeschl. flaum. **Rupfiedern** M. 2.20, 2.80 und 3.25, **Flaumrupf** M. 3 80 und 4.80, **Daunen** grau M. 4.— und 5.—, **Daunen** weiß M. 7.—, 10.— zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfd. an auch postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

Rudolf Blahut Erstes Bettfedernaßhaus **Deschenitz 70** Böhmerwald.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Für unsere 18jährige Tochter suchen wir eine **Haustochter-Stelle** in einem geistig regen (nicht ländlichen) Haus. Süd- oder Mitteldeutschland bevorzugt.

Taschengeld erwünscht.

Stadtpfarrer **Baelter**

Wildberg (Württemberg).

Für jeden Tag zwei Bibelworte:

Losungen u. Lehrtexte der Brüdergemeine 1929

geheftet —.80 Pfg.,
gebunden RM. 1.—,
in Ganzleinen RM. 1.60,
mit Schreibpapier durchschossen RM. 2.50,
mit Goldschnitt RM. 2.—
und RM. 2.80 (durchschossen).

Durch jede Buchhandlg. zu beziehen.

Verlag der Unitätsbuchhandlg. Gnadau (Bez. Magdeburg).

Honig

keine Zuckerfütterung, naturrein, unverfälscht, von hervorragender Güte, Blüten-Honig M. 10.—, Heide-Honig M. 12.75 die 10 Pfd.-Dose franko, Nachnahme 30 Pf. mehr. Verbürgte Rücknahme bei Nichtgefall.

Heidehof Brock,
Honig-Vers., **Post Soltau 3.**
(Lüneburg. Heide) Postscheck Hannover 57893.

Alte Wollsachen

werden zu schön., dauerh. Herr. und Damenstoffen, Schlafdecken, Bettvorl. und Läuferstoff., Pferdedecken u. Fenster-Wollfries billigst verarbeit. und eingetauscht. Verlang. Sie Muster u. Preise von der **Moseltaler Wollweberei Enkirch (Mosel) 59.**

Die **Rudolf Steiner-Blätter** (Herausgeber Karl Palmer) setzen sich mit der Gegenwartsphilosophie auseinander. Bisher Heft 1 (M. 1.50) u. Heft 2 (M. 2.—) Abgrenzung der Antroposophie gegen den Theismus. Das Erkenntnisproblem als Problem der Offenbarung. — Stellungnahme u. a. zu Gogarten, Troeltsch, Leese, Alois Mager O. S. B., Muckermann S. J., Rehmke, Schwarz-Greifswald, Scheler, Rickert, Joh. Volkelt.

Verlag der Rudolf Steiner-Blätter Hamburg 24, Lübeckerstr. 4 Postscheck Hamburg 28665.

Bibliothek der **Kirchenväter,** neue Ausgabe von Bardenhewer, Weyman u. a. Bd. 1—37. Lwd. wie neu. Mk. 130.— (statt 222.— Rest Subskriptionspreis 6 Mark pro Band. Die griech. chr. Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte herausg. von der Berliner Akademie, geb. 2/3 Preis, alles franko. Anfragen unter P. O. an den Verlag d. Bl.

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen

(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.

Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Theologen oder Theologin

suche ich zur Hilfe im Amt und in mancherlei darüber hinausgehender Tätigkeit. — Gehalt eines Hilfsgeistlichen der Thüringer evangelischen Landeskirche.

D. **Emil Fuchs,** Pfarrer, **Eisenach,** Pfarrhaus am Ehrensteig.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 3. November

Dieser Nummer liegen Prospekte des **Hamburger Ferienlager e. V., Hamburg,** des Verlages **Georg Müller, München,** sowie des **Leopold Klotz Verlages, Gotha,** bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.